

*the
region
of*

Y MAG - N° 08 - SCHWYZ

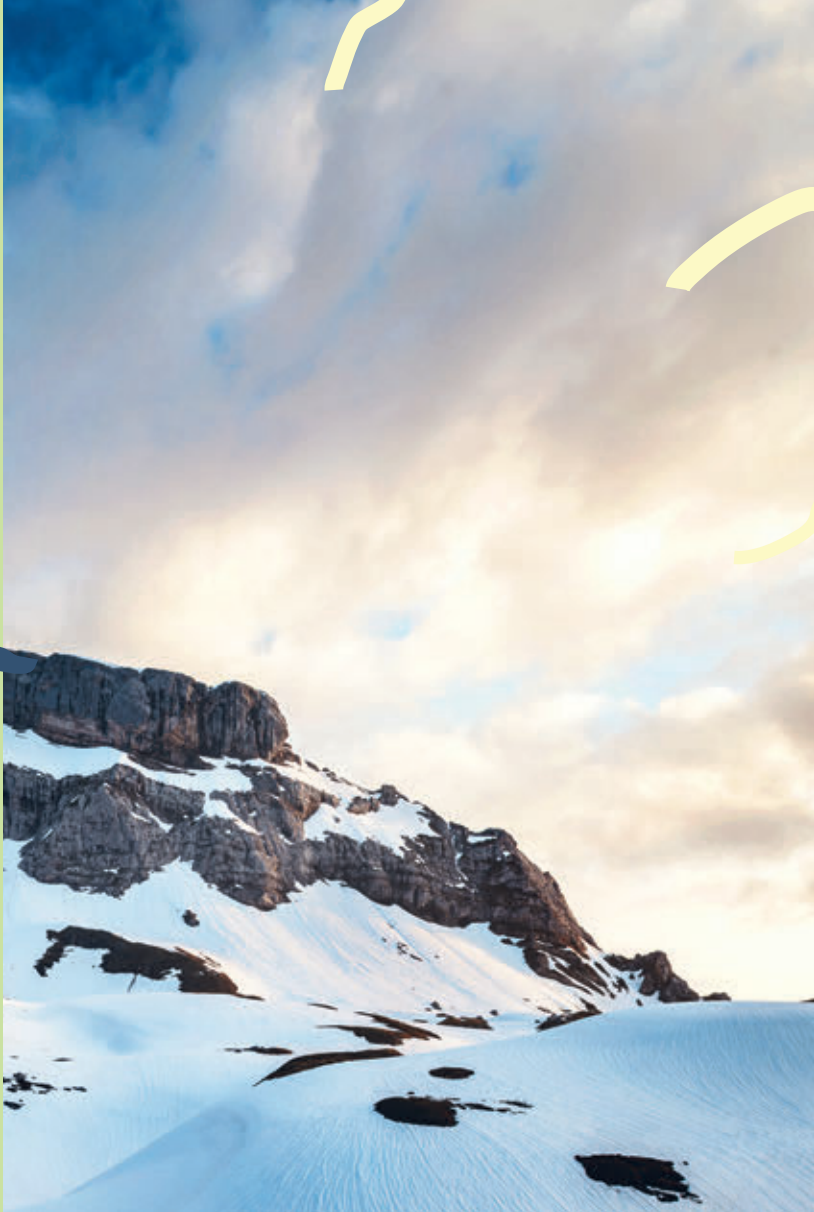
Schwyz

Y
N° 08

Y-MAG

Schweyz

N° 08



*Ein Teil vom Blüenberg
nahe Muotathal
FOTO: Stefan Zürrer*

LIEBE LESERIN, LIEBER LESER,

Herzlich willkommen zur FAS-Ausgabe des Y-Mag. FAS-Ausgabe? FAS ist das? Ganz einfach: Die Ausgabe, die an der Grenze zwischen FAS-nacht und FAS-ten herauskommt.

Weil das so ist, behandelt unsere Kolumne „Kantonesisches“ noch den Fasnachtstruf „Haarus“, während unser Brauchtumsexperte Hans Steinegger sich bereits mit dem trockenen Sound der Fastenzeit beschäftigt – den „Chlefeldi“.

Beat Kümin lehrt an der University of Warwick in England „Geschichte der Neuzeit“ und hat sich – man höre und staune – auf „Gersau“ spezialisiert. Der Professor erläutert, weshalb Gersau klein aber „oho!“ ist. Und das seit vielen Jahrhunderten.

Gleich nebenan – in Brunnen – wohnt im Grand Palais die Grande Dame der Pariser Parfümwelt: Vera Strübi. Sie hat sich der Aura des Schönen verschrieben – und manches Parfüm mit den grossen Couturiers der Pariser Modewelt kreiert.

Mehr den geschmacklichen Aromen folgt Daniel Jann vom „Adler“ in Ried-Muotathal. Sein geniales Händchen lässt uns den Geschmack der Jahreszeiten auf der Zunge spüren. Himmlisch! Gut, das ist nicht im Sinne des Fastens. Aber auch das geht vorüber. Spätestens dann sollten Sie dort einkehren.

Im Kloster Ingenbohl wird auf ganz andere Art und Weise himmlisch gearbeitet – von der Provinzoberin Schwester Marie-Marthe Schoenenberger. Sie ist eine kluge Frau, die die Weichen für die Zukunft ihres Klosters stellt. Pffiffig und mit bemerkenswerten Fähigkeiten!

„Zukunft“ ist ebenfalls das Thema von Prof. Silvio Herzog. Der lehrt an der Pädagogischen



Andreas Lukoschik

Hochschule Goldau angehende Lehrer, wie sie Spass am Lernen lehren können.

Apropos Schule: An der war einem doch im Deutschunterricht ein gewisser Friedrich Hölderlin begegnet. Wären wir 1791 auf Schusters Rappen im Kanton unterwegs gewesen, wären wir ihm sogar persönlich

begegnet. Hochbegeistert. Also Hölderlin. Das Ergebnis dieser Wanderung ist seine Eloge über das „heilige Tal“.

Robert Schmidlin fertigt in einer Halle in Küssnacht Teile für Holzhäuser. Und baut sie anschliessend ruckzuck auf. Sehenswert!

Verlässt man das „Heilige Tal“ und bewegt sich in Richtung Einsiedeln, trifft man dort auf das Unternehmen „Steinel Solutions“. Es entwickelt ungewöhnliche Lösungen mit Hirn, Herz und Hightech.

Im Bezirk Höfe – genauer gesagt im Panorama Resort Feusisberg – trainiert die Schweizer Fussballnationalmannschaft vor grossen Länderspielen. Schon zu Köbi Kuhns Zeiten. Ob Sie die Prognose des Hausherrn Paul Rüegg zum Ausgang der WM wohl teilen?

Der Präsident des Marchrings ist das Gegenteil von „unwirsch“ – nämlich „wyrsch“. Dr. Wyrsch.

Zum Schluss bitten wir Sie alle im neuen Jahr auf zupassen, damit Ihnen nicht das begegnet, was unserem Fotografen Stefan Zürner sehr nahe gekommen ist – der weisse Tod.

P.S.: Das Dossier der Fachzeitschrift "Marketing & Kommunikation" hat das Y-Mag auf das Titelbild gehoben und seine Titelgeschichte über uns gemacht. Das freut uns - und wir sagen "Danke!" 🍷

INHALT

SCHWYZ

10 Ein Brunnen voller Neugier und Zauberei

Vera Strübi, die Grande Dame der Pariser Düfte, lebt in Brunnen

16 Kanton Schwyz

Friedrich Hölderlin über „das heilige Tal“

20 Die Säerin

Die Provinzoberin des Klosters Ingenbohl erzählt

26 Der Geschmack der Jahreszeiten

Daniel Jann und die Aromen des Muotatals

30 Bildung soll die Tür zur Welt öffnen

Silvio Herzog, Rektor der PH Schwyz, über die Kunst, Spass am Lernen zu lehren

36 „Kantonesisches“

Nathalie Henseler erklärt „Haarus!“

38 „Chlefeli“

Hans Steinegger über den „trockenen Klang“ der Fastenzeit

MARCH

44 Kein Mann für die Nachhut

Warum das Gegenteil von unwirsch „wyrsch“ ist. Dr. Wyrsch

EINSIEDELN

50 Probleme lösen auf Einsiedler Art

„Steinel Solutions“ und die „3H“

HÖFE

58 Hopp ... Schwyz

Das Panorama Resort Feusisberg und die Schweizer Fussballnationalmannschaft

KÜSSNACHT

64 Wer baut eigentlich noch mit Stein? Und warum?

Fragt sich Robert Schmidlin am Fusse der Rigi

GERSAU


72 Gersau – ein kleiner Riese

Prof. Dr. Beat Kümin erklärt, warum Gersau klein aber „oho!“ ist

ZUM SCHLUSS

76 Fast

Wie unser Fotograf Stefan Zürcher nur haarscharf dem weissen Tod entging

 WER MEHR ÜBER DEN KANTON ERFAHREN MÖCHTE, BEKOMMT ES HIER:
Amt für Wirtschaft
Bahnhofstr. 15
CH 6431 Schwyz



IMPRESUM

HERAUSGEBER: Urs Durrer, Vorsteher des Amtes für Wirtschaft, Schwyz

KONZEPTION & REALISATION: Amadeus AG Verlag, Schwyz

GESAMTLEITUNG & CHEFREDAKTOR: Andreas Lukoschik

CREATIVE DIRECTION: Reto Brunner, brunnerbekker, München

ART DIRECTION: Florian Fischer, HelmutMorrison, München

MITARBEITER DIESER AUSGABE: Daniel Jann, Vera Strübi, Friedrich Hölderlin, Marie-Marthe Schönenberger, Prof. Dr. Silvio Herzog, Hans Steinegger, Nathalie Henseler, Dr. Jürg Wyrsch, Ingo Steinel, Paul Rüegg, Robert Schmidlin, Prof. Dr. Beat Kümin, Stefan Zürcher, Andreas Meyerhans, Franz-Xaver Risi sowie Gabriele Batlogg und Nik Oswald

SCHLUSSREDAKTION: Hanjo Seißler

FOTOS: Stefan Zürcher

ILLUSTRATIONEN: Nina Tiefenbach (Porträts) und Florian Fischer (Collagen)

LITHO: Sophia Plazotta, PX5, München

ANSCHRIFT DER REDAKTION: Y MAG, Feldli, 6430 Schwyz

DRUCK: Gutenberg Druck AG, Lachen



*Blick über „Unter Nas“ (LZ)
Richtung „Ober Nas“ (SZ)
FOTO: Stejan Zürrer*



Schweyz





Vera Strübi wie
sie leibt und lebt

EIN BRUNNEN VOLLER NEUGIER UND ZAUBEREI

IM GRAND PALAIS VON BRUNNEN
WOHNT VERA STRÜBI.
DIE GRANDE DAME DER PARISER
DÜFTE BERÄT AUCH VICTORINOX

von *Andreas Lukoschik*

Schaut sie aus dem Fenster, liegt der Vierwaldstättersee zum Greifen nah. Umgeben von schneebedeckten Bergen. Deren Spitzen erstrahlen manches Mal im dramatischen Lichtwechsel ziehender Wolken. Manchmal aber sind sie verhüllt, während die Lichtstrahlen der Sonne wie die Finger Gottes über die graue Fläche des Sees gleiten. Ein Postkartenblick so schön, dass man gar nicht genug bekommen mag vom Anschauen.

Zuschauerin war sie indes nie, die Vera Strübi. Nein, sie hat stets eingegriffen in das, was die Welt bewegt. Oder richtiger gesagt, was sie zum Schwingen bringt. Eine Welt, die wohl jede Frau für die Spannendste aller Welten hält – die Welt des Duftes. Zauberei? Magie? Verführung? Alles enthält sie. Und nichts davon lässt sich vorausberechnen. Genau das hat Vera Strübi immer gereizt.

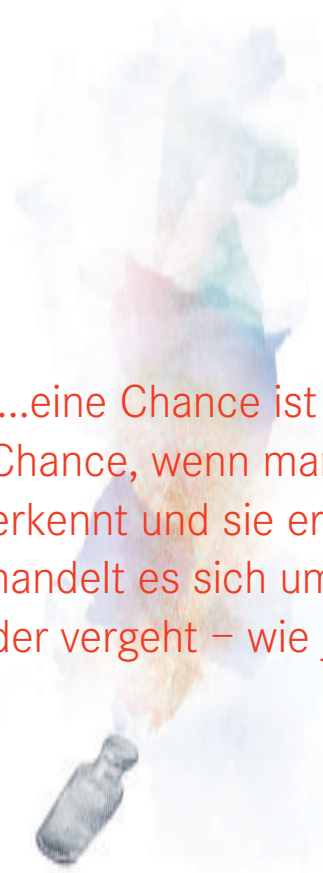
„Ein Duft, den alle mögen,“ erklärt sie, „ist langweilig. Aufregend sind andere Düfte. Diejenigen, die polarisieren, die emotionalisieren.“

Den erfolgreichsten Duft, den ich entwickelt habe, wollte das Kosmetikunternehmen, dem ich ihn vorstellte, gar nicht produzieren. Mir wurde bedeutet: ‘Vera, dieser Duft ist schrecklich. Das wird nie ein Erfolg.’ Da habe ich gesagt: ‘Gut, dann lanciert ihn zuerst nur in Frankreich. Die Kosten dafür sind überschaubar und dann werden wir sehen.’”

Und dann sah man – den Aufstieg eines Sterns am Himmel der Düfte: “Angel” von Thierry Mugler. In einem Flakon mit ... einem Stern. Der Duft eines Sterns, der bis heute nicht verglüht ist, sondern heller strahlt denn je. Unlängst feierte das Unternehmen den 20. Geburtstag dieses unerwarteten Longsellers.

Ein Glückstreffer? Glück hat nur der Tüchtige. Und der mit der richtigen Nase. Pardon: *Die* mit der richtigen Nase. Und wer mutig ist. Darauf legt Vera Strübi übrigens grossen Wert: „Auf Mut und neugierig sein. Wissen Sie,“ sagt die Grande Dame im Grand Palais, „es wird heute so wenig Neues gemacht. Immer ist alles so wie früher. Keiner will mehr etwas Neues wagen. Das ist so langweilig. Dabei liegen die Chancen nur so auf der Strasse.“ Wenn man sie erkennt.

„Na ja, die Augen aufmachen muss man schon,“ fügt sie hinzu und erzählt von ihrem neuesten Coup. Der ist aus einer Witterung entstanden, die sie vor Jahren aufnahm. Da hörte sie von einem Unternehmen in Grenoble, das elektronische Chips herstellte. Dessen Chef, ein genialer Kopf, hatte für seinen Bruder eine Messapparatur entwickelt, mit der die Dicke der Haut gemessen werden kann.



„...eine Chance ist nur dann eine Chance, wenn man das Potential erkennt und sie ergreift. Sonst handelt es sich um einen Moment, der vergeht – wie jeder andere.“

Eine Erfindung, die Vera Strübi elektrisierte. Sie überzeugte den Inhaber davon, dass das der Grundstein sei für eine neue Kosmetikrevolution. Der empfand das als einen witzigen Gedanken und stellte etwas Geld bereit, um Strübis Idee konkreter werden zu lassen. Im Übrigen kümmerte er sich um sein Tagesgeschäft. Und das hiess: Chips.

Doch dann kamen die Chinesen auf dem Markt der Elektronik mit Stärke. Sie produzierten alles sehr viel billiger als alle anderen Anbieter. Da entsann sich der Elektronik-Chef des Kosmetikgedankens – und berief Vera Strübi in den Verwaltungsrat.

Mittlerweile kümmert sich jemand anderer um die Elektronikschmiede und die Messapparatur ist perfektioniert. Jetzt misst sie nicht nur die Dicke der Haut, sondern auch deren Struktur und stellt eine massgeschneiderte Creme für die so untersuchte Haut zusammen. Die dabei entstandene Kosmetikmarke wurde bereits in Frankreich und international lanciert. Sie hört auf den Namen „ioma“ und feiert einen Erfolg nach dem anderen.

Anfang Dezember 2013 wurde „ioma“ auch in der Schweiz präsentiert.

„Wissen Sie,“ sagt Vera Strübi bei einer Tasse Tee und blickt hinaus auf ihre fantastische Aussicht, „eine Chance ist nur dann eine Chance, wenn man das Potential erkennt und sie *ergreift*. Sonst handelt es sich um einen Moment, der vergeht – wie jeder andere.“ Die Fähigkeit, solche Momente zu erkennen, ist eines der vielen Talente von Vera Strübi. Sonst hätte sie nicht so ein faszinierendes Leben leben können, wie das, was sie gelebt hat und lebt.

Von der Pike auf

Gelernt hat sie ihr Handwerk von der Pike auf – und zwar unabsichtlich. In den wilden 1960er Jahren. Liebeskummer war es, der sie damals beschliessen liess von zuhause wegzuziehen und zu schauen, was die Welt zu bieten habe.

Unweit von zuhause traf sie in Zürich bei einer Party zwei Londoner Make-up-Artisten, die die Erfinder der „künstlichen Wimpern“ waren, was damals dank Swinging London und Twiggy der letzte Schrei war. Die beiden Herren waren von Strübi so begeistert, dass sie sie postwendend engagierten, um auf dem Kontinent „den richtigen Wimpernschlag“ zu promoten und zu verkaufen. Was sie tat.

Nach kurzer Ausbildungszeit in London reiste sie von Lappland bis Griechenland über den europäischen Kontinent, suchte Distributeure, besprach die nationalen Auftritte, entwickelte die Preisgestaltung und machte – ohne es zu wissen – Marketing. Erfolgreich. Denn künstliche Wimpern wurden zum absoluten Verkaufsschlager und die beiden Herren reich.

Nach fünf Jahren wurde ihr das Leben als Reisende allerdings zuviel. Sie suchte eine neue Herausforderung. Eine stationärere. Weil sie durch ihre erfolgreiche Arbeit nicht nur beste Kontakte in der ganzen Branche hatte, sondern auch von der Konkurrenz bewundert wurde, bekam sie von „Yves

St. Laurent Parfüm“ und „Charles of the Ritz“ das Angebot, ihre bemerkenswerten Kenntnisse durch ein internationales Verkaufstraining für beide Marken in Paris weiter zu schulen und auszubauen. Diesen Job wollte sie unbedingt haben, weil sie jetzt etwas Solideres suchte. Und sie bekam es.

Feine Küche und erlesene Informationen

Zunächst musste sie zu einem Training nach New York ins amerikanische Mutterhaus beider Marken. In diesem Unternehmen, das – ganz amerikanisch – voll aggressiver Manager war, begegnete sie in den ersten Tagen einem Herrn in den 90ern, der sie fragte, was sie hier mache. Sie antwortete: „Ich soll das Marketing für ‘Charles of the Ritz’ in Europa übernehmen.“

Darauf habe der alte Gentleman nachgefasst: „Kennen Sie sich denn darin aus?“ Als sie erwiderte, sie lerne noch, sagte er: „Okay, ich zeige es Ihnen.“ Der alte Herr war Otto Cohen – einer der Gründer von „Charles of the Ritz“. Seine Bedingung: Sie müsse jeden Abend um sechs Uhr mit ihm in einem guten Restaurant essen gehen. Dort würde er ihr alles erklären. Und so kam es.

„Jeden Abend führte er mich in ein anderes feines Restaurant in New York,“ sagt sie immer noch amüsiert über seine unkonventionelle Methode. „Otto Cohen erzählte mir jeden Abend für zwei Stunden alles übers Marketing in der Kosmetikbranche. Nach einer Woche drückte er mir ein Ticket nach Florida in die Hand, damit ich seine Frau kennenlernte. Als ich dort ankam, stand der Rolls Royce am Flughafen bereit und brachte mich auf seine Privatinsel, wo seine Frau wohnte. Es war wie im Traum für ein Schweizer Mädels wie mich.“

So sei das ein viertel Jahr lang gegangen. „Jeden Abend um sechs gingen wir vorzüglich essen und Otto Cohen erzählte mir zwei Stunden lang, was ich über die Kosmetik- und Parfümbranche wissen musste. Und jedes Wochenende schickte er mich in eine andere amerikanische Stadt zu befreundeten Familien, um Amerika kennenzulernen. Das war die beste Lehre, die ich mir denken konnte.“

Als sie anschliessend nach Paris zurückkehrte, war sie fit für das neue Geschäft. Nach weiteren drei Jahren des Reisens – inzwischen weltweit und auf hohem Niveau – war die Zeit reif, ein Nest zu bauen: Sie bekam den Posten als Generalmanager für „Charles of the Ritz“. Dort zeigte sie erfolgreich, was sie von Cohen und in den Jahren danach gelernt hatte.

Doch sie vergass darüber nie ihren Traum: „Einen Duft für einen der Modeschöpfer zu kreieren, die ich damals geradezu anhimmelte: Claude Montana und Thierry Mugler. Und weil ich inzwischen die Europa-Präsidentin eines neuen Kosmetikkonzerns war, ging ich zu Claude Montana und schlug ihm vor, ein Parfüm für ihn zu machen. Der fand mich auch ganz sympathisch, aber er wollte zuviel Geld für ein Parfüm – was wir nicht hatten. Und so machte eine andere Firma das Rennen.“ Beecham.

„Das war eine Firma, die mit deutschen Designern wie Jil Sander und solch disziplinierten Leuten zusammen arbeitete. Die wussten nicht, wie man einen französischen Mode-Createur behandeln musste“, erzählt sie lachend. „Einen französischen Createur trifft man nämlich morgens zwischen vier und fünf, aber nicht zu normalen Arbeitszeiten.“

Wenig später bekam sie dennoch die Chance, mit Montana ein Parfüm zu machen. Sie wurde nämlich von Beecham eingekauft. „Wir haben zwischen vier und fünf Uhr morgens seinen Duft entwickelt. ‘Parfum de Peau’ mit Namen.“ Es wurde ein erfolgreicher Duft, aber es dauerte nicht lange, da wurde die Firma verkauft. Und sie verlor ihren Job. Nachdem Vera Strübi diesen Schlag verkraftet hatte, fragte eine andere Firma – das französische Familienunternehmen Clarins – bei ihr an, ob sie sich vorstellen könne, mit ihrem anderen Idol einen Duft zu entwickeln: Thierry Mugler. Das musste sie nicht zweimal gefragt werden, zumal Thierry Mugler darauf bestand, zuerst ein Gespräch mit ihr zu führen. „Der war das ganze Gegenteil von Claude Montana,“ so Vera Strübi heute.

„Während Claude sehr introvertiert, unsicher und hochkreativ war, war Mugler ein selbstbewusster Muskelprotz, der alles konnte. Er fragte mich, ob ich als Zwischenstation zwischen ihm und Clarins fungieren wolle, denn er wisse, dass er und die Clarins-Familie auf

direktem Weg nie und nimmer klarkommen würden. Natürlich war ich dazu bereit.“

So begann sie seine riskanten Ideen umzusetzen. „Riskant“, weil er zum ersten Mal einen blauen Flakon wollte. Eine undenkbbare Farbe im damaligen Parfümbusiness. Ausserdem war dieser Duft doppelt so teuer wie jeder vergleichbare Duft, was an dem aufwändig produzierten Flakon lag. Deshalb erfand Vera Strübi eine „Quelle“, zu der man mit seinem Flakon in die Parfümerie gehen konnte, um ihn nachzufüllen. „Das war für mich damals schon eine ökologische Frage,“ sagt sie, „ständig diese Flakons zu produzieren und sie wegzuworfen, bloss weil sie leer sind, empfand ich als Verschwendung. Kurz und gut: Wir haben damals mit all dem den Markt ziemlich aufgemischt.“ Und so Umsätze im dreistelligen Millionenbereich geschafft.



Wie trifft der Geist in der Flasche den Zeitgeist?

Mit Marketing allein lässt sich ein nachhaltiger Erfolg nicht herbeizaubern. Dazu muss der Geist in der Flasche den Zeitgeist treffen. Wie erfindet man einen solchen Duft? „Da gibt es zwei verschiedene Wege,“ erzählt Vera Strübi gut gelaunt auf ihre charmante Weise.

„Wenn wir bei Victorinox einen neuen Duft kreieren wollen, dann denken wir uns eine Geschichte aus: Also wir sind in einem frischen grünen Schweizerwald, es riecht ein bisschen nach Tannen und Moos, hie und da liegt ein alter Baum herum, es wachsen ein paar Waldkräuter – und so weiter. Dann kommt der Parfümeur ins Spiel, der diese Geschichte in ein Duftbild verwandelt. Bei Victorinox geht es dabei nicht so sehr um Extravaganz, sondern mehr um Authentizität und Swissness.“

Arbeite man für einen französischen Designer, sei das etwas anderes. „Claude Montana wollte zum Beispiel einen Duft, der so riecht wie ‘Haut um vier Uhr morgens im Bett’.“

„Thierry Mugler wollte seinem Duft Erinnerungen aus der Kindheit beimischen. Wie den Geruch vom Schokoladenkuchen seiner Grossmutter oder den der Zuckerwatte auf der Kilbi. Also alles, was man eigentlich eher schmeckt. Zuerst dachte ich, ich vergesse Thierrys Vorgaben einfach, weil ich es für eine abgehobene Idee hielt.“

Erschwerend sei hinzugekommen, „dass ich keine Blumendüfte verwenden durfte. Das wollte Mugler nicht. Deshalb habe ich den orientalischen Männerduft Patchouli hergenommen und ihn ganz allmählich in einen Frauenduft verwandelt. Patchouli riecht nach Staub und rauchiger Erde. Sehr herb. Nicht wirklich gut. Wohlgermerkt – das natürliche Patchouli, das aus einem indonesischen Strauch gewonnen wird. Das war unser Basisduft, der Mugler und mir gut gefiel.“

Dann hätten nur noch seine Gourmetnoten gefehlt: „Also ein Hauch Karamel und eine Idee Schokolade. Aber es sollte wirklich nur eine Idee davon sein, damit es nicht zu süss würde. Ich habe nie in die Duftkomposition selbst eingegriffen, so wie das viele Marketingleute gerne tun. Ich wollte immer in der Rolle der Konsumentin bleiben, die den Duft unvoreingenommen riecht.“

Am Ende dieses arbeitsreichen und langen Prozesses stand dann ein Duft, der ein



bisschen schmutzig roch – aber das ist auch ein bisschen sexy.“ Sie lacht dabei verschmitzt, denn damit hatte sie einen Weltseller kreiert.

Doch dann wollte die Kosmetik-Firma – wie erwähnt – ihn zunächst nicht produzieren. Heute ist „Angel“ eine Bank für Clarins. Genauso sind die Düfte, die Vera Strübi attraktiv findet: entweder man liebt sie oder man hasst sie.

So kontrovers wurde auch ihr nächster Duft „Amen“ beurteilt. Der darauf folgende „Alien“ ebenso. Danach entwickelte sie ein Eau de Cologne, das sie für ihre beste Kreation hält „Cologne Thierry Mugler“. Rätselhafterweise war er nicht so raketentypisch erfolgreich wie ihre anderen Düfte. Dennoch raunte man eines Tages in Paris über sie, sie sei die „Patin der Düfte“.

Immer den richtigen Riecher

Bei diesem Ruf verwundert es nicht, dass der Filmproduzent Bernd Eichinger mit ihr eine Kooperation suchte, als er seinen Welterfolg „Das Parfüm“ in die Kinos brachte. Auch dafür hatte Vera Strübi den richtigen Riecher.

Sie kannte zwei Parfümeure in den USA, deren Hobby es war, Patrick Süsskinds Buch Kapitel für Kapitel in Düfte zu verwandeln. So hatten sie bereits ein Fläschchen mit einem Duft, der wie „Paris im Jahr 1738“ roch, eines mit dem Geruch von „Grenouilles Höhle“ und so weiter. Also schlug Vera Strübi vor, eine Duftkollektion als „olfaktorischen Begleiter“ zum Film herauszubringen. Zunächst waren nur die Filmleute völlig begeistert später die gesamte Presse, die europaweit darüber geradezu aus dem Häuschen geriet und sich die Finger vor Begeisterung wund schrieb.

„Man muss einfach die richtigen Menschen und die richtigen Ideen zusammenbringen,“ erläutert Vera Strübi mit einfachen Worten ihr Erfolgsrezept. Aber das lässt sich nicht berechnen, das muss ein Mensch spüren. Was nicht jeder kann. Sie indessen schon. Ein solcher Geist geht nie in den Ruhestand. Weshalb auch? „Wenn

ein Mensch in meinem Alter noch fit ist – und neugierig geblieben – dann ist er doch der beste Mit-Arbeiter überhaupt,“ sagt Vera Strübi völlig zu Recht. „Denn wir müssen keine Zeit mehr darauf verwenden, Karriere zu machen. Wir müssen gegen niemand kämpfen. Niemandem beweisen, wie gut wir sind. Wir haben das alles schon hinter uns. Durch unsere Neugierde haben wir aber noch sehr viel vor uns. Und durch unsere Erfahrung haben wir eine Basis, die nur wenige haben – um ungewohnt auf die Welt zu blicken!“

Und so pendelt sie zwischen Brunnen, Paris und Grenoble, genießt das Leben und erkennt Chancen, an denen andere vorbeilaufen – vom Alltagsgeschäft erblindet.

Den Seinen gibt´s der Herr eben nicht im Schlaf, sondern in der Wachheit – von Seele, Geist und Herz. ♡

*Fortsetzung folgt
... vielleicht eines Tages*

KANTON SCHWYZ

DER DICHTER LOBPREIST
SCHWYZ ALS „DAS HEILIGE
TAL“ UND „DIE QUELLE DER
FREIHEIT“

von Friedrich Hölderlin

berühmte
Dichter
Hölderlin.
im Kanton

Hölderlin unternahm im April 1791 gemeinsam mit seinem Studienkollegen C.F.Hiller und dem Reutlinger Medizinstudenten F.A. Memminger eine Wanderung in den Kanton Schwyz. Seine „Verse sind Widerhall der durch die Französische Revolution 1789 geweckten Hoffnungen, die Hölderlin mit vielen seiner – vor allem den jugendlichen – Zeitgenossen teilte. Von den Ideen der alle anderen politischen Ereignisse im Ausgang des 18. Jahrhunderts überschattenden Umwälzung im Nachbarlande war auch er hingerissen worden. Mit den Freunden im Stift wird er manche der damals erschienenen Zeit- und Flugschriften gelesen haben: [...] Wie bei vielen dämpften auch bei Hölderlin die Hinrichtung Ludwig XVI. und das einsetzende Schreckensregime die anfängliche Begeisterung. Wohl hielt er nach wie vor zur Idee der Revolution, blieb er leidenschaftlicher Republikaner, aber er wandte sich von den „Volksschändern“ 1793 ebenso enttäuscht ab, wie später von Bonaparte, als dieser sich zum Alleinherrscher in Frankreich machte.“
(„Marbacher Magazin 2/1978“, Herausgeber: Bernhardt Zeller, Stuttgart 1983, S. 16/17)

Die Elegie erschien 1793, ist seinem Wanderfreund C.F. Hiller gewidmet und wird hier in der Originalschreibweise von 1793 abgedruckt.

Hier, in ermüdender Ruh', im bittersüßen Verlangen,
 Da zu sein, wo mein Herz, und jeder beßre Gedank' ist,
 Reichet doch Erinnerung mir den zaubrischen Becher
 Schäumend und voll, und hoher Genuß der kehrenden Bilder
 Weckt die schlummernden Fittige mir zu traurem Gesange.

Bruder! dir gab ein Gott der Liebe göttlichen Funken,
 Zarten geläuterten Sinn, zu erspähn, was herrlich und schön ist;
 Stolz Freiheit glüheth dein Herz, und kindlicher Einfalt -
 Bruder! komm und koste mit mir des zaubrischen Bechers.

Dort, wo der Abendstrahl die Westgewölke vergüldet,
 Dorthin wende den Blick, und weine die Träne der Sehnsucht!
 Ach! dort wandelten wir! dort flog und schwelgte das Auge
 Unter den Herrlichkeiten umher! – wie dehnte der Busen,
 Diesen Himmel zu fassen, sich aus! – wie brannte die Wange
 Süß von Morgenlüften gekühlt, als unter Gesängen
 Zürich den Scheidenden schwand im sanfthingleitenden Boote!
 Lieber! wie drücktest du mir die heiße, zitternde Rechte,
 Sahst so glühend und ernst mich an im donnernden Rheinsturz!
 Aber selig, wie du, o Tag am Quell der Freiheit!
 Festlich, wie du, sank keiner auf uns vom rosigen Himmel.

Ahndung schwellte das Herz. Schon war des feiernden Klosters
 Ernste Glocke verhallt. Schon schwanden die friedlichen Hütten
 Rund an Blumenhügeln umher, am rollenden Gießbach,
 Unter Fichten im Tal, wo dem Ahn in heiliger Urzeit
 Füglich deuchte der Grund zum Erbe genügsamer Enkel.
 Schaurig und kühl empfing uns die Nacht in ewigen Wäldern,
 Und wir klotmen hinauf am furchtbarherrlichen Haken.

Nächtlicher immer warts und enger im Riesengebürge.
 Jäher herunter hing der Pfad zu den einsamen Wallern.
 Dicht zur Rechten donnert hinab der zürnende Waldstrom:
 Nur sein Donner berauscht den Sinn. Die schäumenden Wogen
 Birgt uns Felsengesträuch, und modernde Tannen am Abhang,
 Vom Orkane gestürzt. – Nun tagte die Nacht am Gebirge
 Schaurig und wundersam, wie Heldengeister am Lego,
 Wälzten sich kämpfende Wolken heran auf schneeiger Heide.
 Sturm und Frost entschwebte der Kluft. Vom Sturme getragen
 Schrie und stürzte der Aar, die Beut' im Tale zu haschen.
 Und der Wolken Hülle zerriß, und im ehernen Panzer
 Kam die Riesin heran, die majestätische Myten.
 Staunend wandelten wir vorüber. – Ihr Väter der Freien!
 Heilige Schar! nun schau'n wir hinab, hinab, und erfüllt ist,
 Was der Ahndungen kühnste versprach; was süße Begeist' rung
 Einst mich lehrt' im Knabengewande, gedacht' ich des hohen
 Hirten in Mamres Hain und der schönen Tochter von Laban,
 Ach! es kehrt so warm in die Brust; – Arkadiens Friede,
 Köstlicher, unerkannter, und du, allheilige Einfalt,
 Wie so anders blüht in eurem Strahle die Freude! –
 Vor entweihendem Prunk, vor Stolz und knechtischer Sitte
 Von den ewigen Wächtern geschirmt, den Riesengebirgen,
 Lachte das heilige Tal uns an, die Quelle der Freiheit.
 Freundlich winkte der See vom fernen Lager; die Schrecken
 Seiner Arme verbarg die schwarze Kluft im Gebirge:
 Freundlicher sahn aus der Tiefe herauf, in blühende Zweige
 Reizend verhüllt, und kindlichfroh der jauchzenden Herde
 Und des tiefen Grases umher, die friedsamten Hütten.
 Und wir eilten hinab in Liebe; kosteten lächelnd
 Auf dem Pfade des Sauerklees, und erfrischender Ampfer,

Bis der begeisternde Sohn der schwarzen italischen Traube,
 Uns mit Lächeln gereicht in der herzerfreuenden Hütte,
 Neues Leben in uns gebar, und die schäumenden Gläser
 Unter Jubelgesang erklangen, zur Ehre der Freiheit.
 Lieber! wie war uns da! – bei solchem Mahle begehret
 Nichts auf Erden die Brust, und alle Kräfte gedeihen.

Lieber! er schwand so schnell, der köstliche Tag; in der kühlen
 Dämmerung schieden wir; an den Heiligtümern der Freiheit
 Wallten wir dann vorbei in frommer seliger Stille,
 Faßten sie tief ins Herz, und segneten sie, und schieden!

Lebt dann wohl, ihr Glücklichen dort! im friedsamem Tale
 Lebe wohl, du Stätte des Schwurs! dir jauchzten die Sterne,
 Als in heiliger Nacht der ernste Bund dich besuchte.
 Herrlich Gebirg! wo der bleiche Tyrann den Knechten vergebens,
 Zahm und schmeichlerisch Mut gebot – zu gewaltig erhob sich
 Wider den Trotz die gerechte, die unerbittliche Rache –
 Lebe wohl, du herrlich Gebirg. Dich schmückte der Freien
 Opferblut – es wehrte der Träne der einsame Vater.
 Schlummre sanft, du Heldengebein! o schliefen auch wir dort
 Deinen eisernen Schlaf, dem Vaterlande geopfert,
 Walthers Gesellen und Tells, im schönen Kampfe der Freiheit!
 Könnt ich dein vergessen, o Land, der göttlichen Freiheit!
 Froher wär ich; zu oft befällt die glühende Scham mich,
 Und der Kummer, gedenk ich dein, und der heiligen Kämpfer.
 Ach! da lächelt Himmel und Erd in fröhlicher Liebe
 Mir umsonst, umsonst der Brüder forschendes Auge.
 Doch ich vergesse dich nicht! ich hoff und harre des Tages,
 Wo in erfreuende Tat sich Scham und Kummer verwandelt. 🍷



*Die Provinzoberin
Schwester Marie-Marthe
Schönenberger*

DIE SÄERIN

EINE BEGEGNUNG MIT
DER PROVINZOVERIN DES
KLOSTERS INGENBOHL

von Andreas Lukoschik

Wenn man umgeben ist von zwei- und dreitausend Meter hohen Bergen, die um diese Jahreszeit ihre majestätische Grösse mit einer weissen Krone unterstreichen, dann ist klar, dass die Ortsbezeichnung „Hügel“ seine Bewohner nicht „erhaben“, „abgehoben“ oder „höher gestellt“ erscheinen lassen soll. Und so sehen sie sich auch nicht - die Bewohnerinnen des Klosters Ingenbohl auf dem „Hügel“. Ganz korrekt heisst es: „Institut der barmherzigen Schwestern vom heiligen Kreuz Ingenbohl“. Aber das ist natürlich zu lang. Für die in der Umgebung Lebenden ebenso wie für die Schwestern des Klosters. So wird es einfach „Kloster Ingenbohl“ genannt.

Diese Kurzform passt gut zu dem Geist dieser Gemeinschaft katholischer Ordensfrauen, die alles andere als kompliziert sind. Schliesslich gehören sie zur „Franziskanischen Familie“. Und die ist fröhlich, anpackend, sehr sozial und demokratisch organisiert.

Aber gerade Letztes macht den Einblick in die vielen Gemeinschaften, die unter dem Dach des Klosters zusammengefasst sind, für einen Aussenstehenden unübersichtlich. Am ehesten kann man das Kloster „als eine Art Holding“ verstehen, unter dessen Dach viele Abteilungen

arbeiten – nicht allein hier im Kloster sondern auch ausserhalb, mitten bei den Menschen“. Die das sagt, muss es wissen. Schliesslich ist sie so etwas wie der CEO – also die Vorstandsvorsitzende oder Chief Executive Officer – dieser „Holding“. Oder mit den Worten des Ordens: Sie ist die Provinzoberin der Mutterprovinz Schweiz. Schwester Marie-Marthe Schönenberger. Eine mehr als bemerkenswerte Frau, die von sich übrigens sagt, dass sie ein ziemlicher Freigeist war und ist. Eine gute Voraussetzung, wenn man als Aussenstehender mehr über das Klosterleben erfahren möchte. Zum Beispiel wie man überhaupt Ordensschwester wird?

„Im Notwendigen
Einheit, im Zweifel
Freiheit, in allem
die Liebe“ (WAHLSPRUCH DES
GRÜNDERS PATER THEODOSIUS FLORENTINI)

„Wie *`man´* es wird, weiss ich nicht,“ sagt sie mit einem verschmitzten Blick und wartet, ob ihr Vis-a-vis das kleine Wortspiel und das (nicht ausgesprochene) doppelte „n“ im Worte *`man´* verstanden hat, „aber wie *ich* es geworden bin, kann ich ihnen sagen. Ich wusste schon mit acht Jahren, dass ich ins Kloster gehen wollte. Ich kann nicht erklären, warum. Das war eine innere Gewissheit, die einfach da war. Ich habe sie allerdings immer wieder hinterfragt, was ja auch gut und richtig ist. Genau dafür gibt es nämlich die drei Phasen umfassende Ausbildungszeit von Kandidatur, Postulat und Noviziat auf dem Weg zur

Ordensschwester, mit der wir uns für einen immer längeren Zeitraum verpflichten. Zunächst für zwei Jahre, bei der Gelübdeerneuerung auf drei Jahre und nach fünf bzw. spätestens neun Jahren dann die Profess auf Lebenszeit. Bei jeder Phase kann man sich entscheiden, ob man den Weg weiter in der Gemeinschaft gehen will. Oder ob ein anderer Weg gewählt wird.“

Solche Sätze werden leicht als Verzicht auf Leben missverstanden. Das ist es aber keineswegs. Weiter Schwester Marie-Marthe: „Neben dem Leben als Klosterfrau hatte und habe ich immer Interesse für Vulkanologie und Erdbeben gehabt. Während der Kantzeit war ich auch sehr interessiert an Medizin und den Möglichkeiten, die sich dafür in der Missionsarbeit ergaben. Aber dann musste ich feststellen, dass ich kein Blut sehen kann – und damit war das Thema vom Tisch. Was ich mit Sicherheit nie werden wollte, war Handarbeits- oder Geometrielehrerin.“ Dabei zeigt sie ihr verschmitztes Lachen und man spürt ihre Wachheit allem Lebendigen gegenüber. Diese Wachheit führte sie zur Ausbildung an die Hochschule St. Gallen (HSG), wo sie – in Ordenstracht – viereinhalb Jahre Handelslehre studierte. Sie machte ausserdem eine Logotherapieausbildung nach Viktor E. Frankl und studierte 9 Monate an der Universität in Perugia Italienisch, um fit zu sein, für das Unterrichten an der Handelsschule Villa Erica in Locarno.

Kurzum: Das Kloster unterstützte sie darin, sich vielfältig zu entwickeln. Eine Vielfältigkeit, die sie jetzt gut gebrauchen kann. Denn immerhin steht sie inzwischen als Provinzoberin rund 500 Schwestern vor. Wenn man wieder ein Bild aus der Wirtschaft nehmen will, ist das ein stattliches, mittelständisches Unternehmen. Zur Orientierung: Victorinox hat um die 1000 Beschäftigte. Die allerdings nach einer achtstündigen Arbeitszeit in ihre privaten Leben zurückkehren. Die Schwestern hingegen leben in einer Lebens-, Glaubens- und Arbeitsgemeinschaft – und das 24 Stunden am Tag. Heute sind die meisten Schwestern pensioniert, setzen sich aber noch entsprechend ihrer Kräfte für die Gemeinschaft ein.

Schwester Marie-Marthe trägt letztendlich die Verantwortung für alle Bereiche in der Provinz. Eine Hilfe diese Managementaufgabe wahrzunehmen ist ihr dabei nicht nur das Studium der Betriebswirtschaft an der HSG sondern

ihre Ausbildung in ... Achtung! Jetzt kommt's! ... Informatik. Jawohl. Die Frau kann mit Computern umgehen, dass es einem elektronischen Laienbruder wie mir ganz schwindlig wird.

Aber diese Kenntnisse sind auch nötig. Denn: „Wir haben sehr, sehr viele Computer bei uns im Kloster,“ erklärt sie diese Notwendigkeit. „Die meisten PC haben wir gekauft, aber einzelne Schwestern haben einen persönlichen PC bekommen als Geschenk von Verwandten oder beim Weggang aus den Betrieben. Das hatte irgendwann zur Folge, dass sich eine beachtliche Vielfalt an Betriebssystemen und Geräten bei uns versammelt hatte. Deshalb hiess es eines Tages, ein einheitliches Betriebssystem anzuschaffen, das mit allen Geräten fertig wird und zukunftsfähig ist. Zudem können viele unserer älteren Geräte auf Windows 8 umgerüstet werden, was wiederum gut ist für den Umweltschutz. Dr. Peter Meyer, der Chef der MIT-Group in Wollerau, hat uns dabei unglaublich gut geholfen. Jetzt haben wir Windows 8 und sind sehr, sehr zufrieden damit. Das Beste daran ist: Bei etlichen der neuen Bildschirme müssen wir nicht mehr mit der Maus auf die richtigen Stellen klicken, sondern können das Geschehen am Touchscreen mit den Fingern steuern. Das wird gerade unseren älteren Schwestern sehr viel leichter fallen. Natürlich hätten wir gerne mehr von diesen neuen Geräten, aber das ist uns finanziell nicht möglich.“

„Das Gramm Gold
entdecken, das
in jedem Menschen
verborgen ist.“

(GRÜNDERIN
MUTTER THERESIA SCHERER)

Abgesehen vom Talent für Elektronisches scheint auch das Management Schwester Marie-Marthe Schönenberger schon in die Wiege gelegt worden zu sein. Als Älteste von acht Kindern half sie beim – nicht immer von allen Geschwistern erwünschten – Erziehen mit. „Meine Geschwister meinten damals, ich könnte nur delegieren, aber nicht arbeiten,“ sagt sie wieder mit diesem verschmitzten Funkeln in den Augen, und antwortet auf die Nachfrage, ob denn das womöglich

gestimmt hätte, mit einem Diplomatischen: „Aus allen sind ganz tolle Personen geworden!“

Wie zieht es einen Freigeist wie sie in die festgefügte Ordnung eines Klosters? „Wieso?“ kommt die Gegenfrage. „Die Gedanken sind frei. Nicht nur bei mir, sondern bei allen Schwestern. Und gerade dieser Aspekt, dass jede ihre eigene Meinung hat, das ist ja gerade das Spannende beim Leben in einer Gemeinschaft. Wir sind nicht wie die Bienen, wo die Königin denkt und alle anderen folgen. Jede Schwester hat bei uns ihre eigene Meinung und ihre eigenen Stärken. Das hat zur Folge, dass vieles ausdiskutiert werden muss. In unseren Sitzungen hier im Kloster finden Diskussionen statt, in denen manchmal richtig hart um die Sache gerungen wird. Und das ist gut so. Denn ein System, das nur eine einzige Meinungsäußerung zulässt, bewegt sich nicht und kommt dementsprechend auch nicht vorwärts. Ausserdem sind wir ein Schweizer Orden. Hier ist diskutieren erwünscht.“ Und wieder dieser pfiffige Blick.

Jetzt stelle ich die Frage, ob der neue Papst seinem Namen gerecht wird und als Jesuit franziskanisch denken kann. Darauf antwortet sie sehr jesuitisch wieder mit einer Gegenfrage: „Kann ein Journalist franziskanisch denken?“ Und wieder dieses Schmunzeln. „Es geht um die Grundhaltung,“ fährt sie fort. „Bei Franziskus war es die Liebe zu Gott und den Geschöpfen. Alle waren für ihn auf gleicher Augenhöhe und jeder und jedes hatte seinen Platz. In den Orden der franziskanischen Familie wird deshalb – wie schon gesagt – sehr viel Wert auf gleichgestellte Kommunikation gelegt. Das war übrigens schon zu Zeiten von Franziskus so, der sich mit den Brüdern regelmäßig getroffen hat, um die wesentlichen Fragen mit ihnen zu besprechen.“

„Nochmal: Was ist am neuen Papst franziskanisch?“

„Allein wie er nach seiner Wahl auf der Loggia delle Benedizione gestanden ist, zunächst nichts gesagt hat sondern die Menschen angeschaut hat. Da spürte man, wie er die Gläubigen

„Wir sind nicht wie die Bienen, wo die Königin denkt und alle anderen folgen. Jede Schwester hat bei uns ihre eigene Meinung und ihre eigenen Stärken.“



als Menschen wahrgenommen hat. Nicht als Schäfchen oder Kinder sondern als erwachsene Menschen – auf gleicher Augenhöhe. Und denen er zum Abschied ´Guten Appetit´ wünschte. Bei jedem seiner Auftritte spürt man seine Menschlichkeit und seine tiefe Liebe zu jedem. Ob krank oder gesund, gross oder klein, egal welchen Glaubens, Alters und welcher Hautfarbe. Das passt gut zum Hl. Franziskus. Dessen Schlüsselerlebnis war, als er einen Leprakranken umarmte. Wenn man die Bilder vom Papst sieht, dann hat man schon den Eindruck, dass er in diesen Spuren wandelt. Und zwar nicht aus Kalkül, sondern weil er einen sehr weiten Blick hat. Von daher passt dieser Name.“

Alle Wege führen zwar nach Rom, aber manchmal ist Rom auch weit entfernt und die Fragen des Alltags sind oft drängender. Zum Beispiel, wovon die Schwestern im Kloster Ingenbohl eigentlich leben. Die Antwort verblüfft: „Wir leben nicht von Spenden wie viele vielleicht meinen, sondern wir müssen uns unser Geld verdienen. Das reicht von der Herstellung unserer beliebten Patisseries für das „Hügel-Cafe“ über die Übernachtungen für die Pilger auf dem Jakobsweg – immerhin 1600 im letzten Jahr – bis zu den Gehältern unserer Schwestern, die sie in ihren

„Ich wusste schon mit acht Jahren, dass ich ins Kloster gehen wollte. Ich kann nicht erklären, warum. Das war eine innere Gewissheit, die einfach da war.“

vielfältigen Berufen verdienen sowie der Altersrente der betagten Schwestern. Alle diese Einnahmen kommen der Gemeinschaft der Schwestern zugute. Das bedeutet aber auch, dass wir nicht nur wie alle anderen Leute für unseren Lebensunterhalt arbeiten müssen, sondern dass wir auch Steuern zahlen, d.h. auch wir zahlen Kirchensteuern.“

„Nicht verzagen, sondern auf den schauen, von dem alle Kraft kommt“ (GRÜNDERIN MUTTER THERESIA)

Und wie sieht der Blick in die Zukunft aus? „Wir haben zur Zeit keinen Nachwuchs. Gleichzeitig werden die Schwestern unserer Gemeinschaft – wie die meisten Menschen – älter und können ihren Berufen nicht mehr nachgehen. Deshalb ist es die Aufgabe der Provinzleitung, die Strukturen unseres Klosters so zu reorganisieren, dass wir mit weniger Einnahmen trotzdem klar kommen. Eine spannende Herausforderung.“

Warum das?

„Weil sie mehr ist, als eine schwierige Situation zu verwalten. Es geht ja auch darum, die Saat für die Zukunft auszubringen. Damit das Leben in unserer Gemeinschaft weiter wachsen kann. Vergessen Sie nicht: Wir sind eine Kongregation, die weltweit tätig ist - in mehr als 16 Ländern. In vielen davon ist die demographische Situation ganz anders als hier bei uns. Denken Sie nur an Uganda und Indien.“

Könnte es sein, dass die Schwestern aus diesen Ländern hierher kommen?

„Wer weiss? Ein Vergleich: im Kloster Einsiedeln gab es einmal eine Zeit, als nur noch ein Mönch dort lebte. Und schauen Sie wie lebendig es heute ist. Meine

Aufgabe ist es, für das Heute zu sorgen und die Saat für das Morgen auszubringen. Ich finde, das ist eine schöne Aufgabe!“ 🍷



Die Gastgeber
Paula Jann-Annen
und Daniel Jann

DER GESCHMACK DER JAHRES- ZEITEN



WER IM GASTHOF ADLER
GEGESSEN HAT, AHNT,
WELCHE AROMEN DIE NATUR
FÜR UNS BEREIT HÄLT

von *Andreas Lukoschik*

Gegründet wurde der „Landgasthof Adler“ im Muotathaler Örtchen Ried vom Schwyzer Landammann Peter Suter. Einem Herrn, von dem man annehmen muss, dass er nicht zu denen gehörte, die an sich selbst zuletzt dachten. Sorgte er doch dafür, dass die Strasse, die das Muotatal erschloss, auf Haaresbreite an seinem Gasthof vorbeigeführt wurde. Was sie bis zum heutigen Tag tut.

In dem Haus, um das die Strasse einen kleinen Bogen machen muss, trifft man heute ein Wirtepaar, das – wie sagt doch der Restaurantführer Michelin so schön – „eine Reise wert ist“: Daniel Jann und seine Frau Paula Jann-Annen. Wegen ihrer Herzlichkeit, Natürlichkeit und Offenheit fühlen sich ihre Gäste bei ihnen geborgen – und wohl. Ausserdem kommt man zu den Janns, weil es bei ihnen etwas gibt, von dem Köche in den Grossstädten nur reden können: Regionale und saisonale Produkte in Reichweite. Städter können frische Produkte nur bei speziellen

Händlern einkaufen. Daniel Jann dagegen muss nur – bildlich gesprochen – die Hand ausstrecken, und schon greift er ins Füllhorn von „Lebensmitteln“, die das Muotatal bietet – und die den Namen verdienen: „Mittel zum Leben“.

Natur pur

Wenn er zum Beispiel in der jetzigen Zeit Bärlauch für seine Küche braucht, dann geht er zu dem Wasserfall, der unweit des Gasthofes aus den Höhen talwärts gischtet. Dort, wo das eiskalte Wasser beharrlich die Luft mit feinem Sprühnebel erfüllt, wächst ein Bärlauch, dessen Aroma von einer Kraft ist, die man sich nicht vorstellen kann, wenn man sie nicht mindestens einmal auf der Zunge gespürt hat. Das ist Natur pur. Auf gutem Grund. Und in sauberer Luft. Das eiskalte Wasser ist übrigens auch das Geheimnis, weshalb seine Forellen so einzigartig schmecken. In dem kalten Wasser der Muota, das aus den Bergen um jenes Tal kommt, dem sie seinen Namen gibt, wachsen die von Jann favorisierten Fische sehr, sehr langsam. Das gibt ihrem Fleisch nicht nur eine besondere Konsistenz, sondern auch ein unvergleichliches Aroma.

Verdankenswerterweise folgt der Hausherr bei der Zubereitung solch köstlicher Naturerzeugnisse nicht der kulinarischen Linie, sie mit degustatorischen Schnörkeln zu überdecken. „Es ist doch schade, wenn man das Fleisch einer so guten Forelle nicht mehr richtig schmecken kann, weil irgendeine Füllung den Geschmack dominiert.“ Nein, Daniel Jann liebt die Produkte seiner

Heimat und verfeinert sie nur ganz gezielt, setzt Spitzen und Akzente dazu und komponiert so einen Gesamteindruck, der alles andere als komponiert wirkt, sondern natürlich, klar und rein.

Diese „Einfachheit“ ist in doppeltem Sinn beabsichtigt. „Denn“ – O-Ton Jann – „wir wollen nicht die Schwelle eines Fresstempels aufbauen, sondern freuen uns, wenn der Bergbauer vom Stoos, der vielleicht einmal im Jahr auswärts essen geht, auch zu uns kommt.“ Aber auch Wandersleut' kehren gerne bei den Janns ein. Und wer Trüffel, Jakobsmuscheln und Kaviar möchte, „der muss in die Stadt gehen,“ sagt Daniel Jann. Er drückt damit nicht nur das typische Muotataler Selbstbewusstsein aus, sondern auch das, was mit regionaler Küche gemeint ist: Dort essen, wo die Zutaten wachsen. Und zwar so, dass man sie in aller Frische und Eigenart schmeckt.

Die Presse jubelt ...

Kein Wunder also, dass die Medien des Lobes voll sind: „Paula und Dani Jann erfüllen im `Adler´ die kulinarischen Träume von längst vergangenen Zeiten“ schreibt die *Bilanz*. Die *NZZ* schwärmt: „Wildes aus Wald und Bach“ und die Sonntagszeitung fasst zusammen: „Einfach perfekt.“

Das liest man gern, kostet es aber noch

WIR EMPFEHLEN FÜR DEN
ERSTEN BESUCH BEI DANIEL
JANN UND SEINER PAULA:

- Alpkäse-Ravioli
- Forelle blau
- eine frische Kalbsleber
- (oder wenn die Jäger
geliefert haben)
Murmeltierleber
(sehr selten)
- Muotataler Milchgitzi

viel lieber vor Ort. Zum Beispiel die oben erwähnte Forelle „blau in einem einzigartigen Sud nach Landammann Suters Rezept“ – einer Zubereitung, für die die Schwyzer schon vor hundert Jahren nach Ried hinaus gefahren sind. Oder ganz dem Frühling geschuldet: die „Muotataler Milchgitzi an Frühlingsgemüse und neuen Bratgemeli“ (*Für Nicht-Schwyzer: das sind Bratkartoffeln*). Und dann der Klassiker: die überaus würzigen „Alpkäse-Ravioli an Salbeibutter“.

Ganzjährig gibt es auch das kurz angebratene Rindsfilet, das danach zum Ruhen ins Heu vom „Hinteren Heubrigg“ gelegt wird und dabei das Aroma des wilden Heus voller Kräuter und Berggräser annimmt. Geliefert wird es übrigens vom „Wildheuer“ Erich Gwerder, über den wir im Y-Mag 6 berichteten. Ganzjährig versorgt er Daniel Jann mit dem duftenden Stoff, aus dem der Koch auch seine weit bekannte Heusuppe zaubert.

... die Zunge auch!

Jetzt im März beginnt die Bärlauchsaison, die im Muotatal sogar etwas länger dauert als an anderen Orten. Denn der Lauch kann zuerst auf der mehr von der Sonne beschienenen Seite des Tals geernet werden und später dann auf der jetzt noch schattigeren Talseite. „So hat man immer die schönen, kleinen Triebe,“ sagt Jann. Und lächelt dabei versonnen. Als ob er sie schon auf der Zunge schmecken würde. „Und im Mai machen wir dann aus dem frischen Waldmeister eine schöne Waldmeisterbowle,“ setzt er den Speichelfluss fördernd hinzu.

Der Berichtersteller erinnert sich der vielerorts längst vergangenen Erfahrung, dass die Jahreszeiten schmeckbar sind. Durch die Importe von allem und jedem aus aller Welt hat sich diese Erfahrung für die meisten von uns verwischt. Hier bei Daniel Jann ist der Geschmack der Jahreszeiten noch erlebbar. Unverfälscht und rein.

Der Ruf, Zugriff auf eine Welt unverfälschter Aromen zu haben, eilt ihm schon seit vielen Jahren voraus. So kam es im Jahre 2009 zu einer Kooperation mit der SWISS. Drei Monate lang wurde dort in der Business- und Firstclass kulinarisch der Kanton Schwyz vorgestellt. „Da habe ich Erichs Heu den Köchen von Gate Gourmet geliefert, die die Speisen im Flugzeug nach meinen Rezepten jeweils frisch zubereitet haben. Und alle, die von der Schweiz

weggeflogen sind, haben dann das Sösschen mit dem Muotitaler Heu bekommen,“ sagt er schmunzelnd.

„Ich habe den Gate Gourmet Köchen auch Holzspäne vom Urwaldholz aus dem Bödmerenwald geliefert, damit sie den Lachs damit räuchern konnten. Das fanden sie sehr spannend. Felchlin hat die Schokolade für das Dessert geliefert und der Äpler vom Stoos, der für uns die Butter macht, hat bei der Präsentation den Alpsegen ausgerufen. Ja, der Zusammenhalt hier bei uns im Kanton Schwyz ist schon aussergewöhnlich gut.“ Dann macht er eine Pause und sagt halb amüsiert und halb stolz: „Danach hat mir die Dame von SWISS gesagt, dass noch nie so viele Medienvertreter gekommen sind wie bei unserer Präsentation aus dem Kanton Schwyz.“

Warum denn in die Ferne schweifen?

Mit all dem hat Daniel Jann auf seine stille und konsequente Art nach seinen Lehr- und Wanderjahren, die ihn bis nach San Francisco führten, dem Vierzeiler von Johann Wolfgang von Goethe kulinarisch eine faszinierende Bedeutung gegeben:

*„Willst du immer weiter schweifen?
Sieh, das Gute liegt so nah.
Lerne nur das Glück ergreifen,
Denn das Glück ist immer da.“*

Wer nach diesem herrlichen Aromenfestival aus der Küche von Daniel Jann noch einen traditionellen Duft geniessen möchte, für den gibt es einen kleinen Anbau der besonderen Art: die Raucherlounge. Unter der Decke aus Holz, das bei der Restaurierung der Suworow-Brücke anfiel, sitzt man an markigen Tischen aus Schreinereien des Muotatals und bekommt aus einem sehr gut gepflegten Humidorschrank feinste Gewächse aus der Karibik gereicht. Bei schönem Wetter werden die mannshohen Glastüren aufgezo- gen und man raucht mit Blick auf die Berge. Ein herrlicher Abschluss, der so richtig glücklich macht. Goethe hatte schon recht. Sieh, das Gute liegt so nah. Im Muotathaler „Adler“. 🍷



 **LANDGASTHOF ADLER**
Kapellmatt 1
6436 Ried - Muotathal
Tel. +41 (0)41 830 11 37

www.adler-muotathal.ch



Prof. Silvio Herzog in seiner liebsten Haltung: erklärend



„DIE AUFGABE VON BILDUNG IST, DIE WELT FÜR SICH ZU ÖFFNEN“

JEDER SCHÜLER HAT MIT
LEHRERN ZU TUN – ALLE
ELTERN AUCH.
WIE WERDEN LEHRER
EIGENTLICH AUSGEBILDET?

von Andreas Lukoschik

Die Saudis haben Erdöl, die Russen Bodenschätze aller Art – und was haben wir? Wir haben Gehirne. Das ist unser Bodenschatz – auch wenn er nicht in der Erde anzutreffen ist, sondern oberhalb unserer Schultern. Der Vorteil dieser Ressource: Man kann sie mehren. Durch Training. „Lernen“ genannt. Ein Leben lang. Das ist ermutigend zu wissen.

Wie aber werden diejenigen ausgebildet, die uns das Lernen beibringen sollen? Oder besser noch: Uns zum Lernen „verführen“ sollen? Also die Lehrer.

Das wollten wir wissen und fragten den Rektor der Pädagogischen Hochschule Schwyz, Professor Silvio Herzog – einen bemerkenswerten Mann, der sehr vernünftige Ansichten dazu hat. Und sie innovativ umsetzt.

? Herr Professor Herzog, welche Talente muss ein Lehrer heute haben?

! Schwierige Fragen stellt man gerne am Anfang. Das öffnet den Horizont. (*Lacht und macht eine Pause.*)

Also, es sind insbesondere drei Aspekte, die aus meiner Sicht eine gute Lehrperson ausmachen. Sie braucht erstens ein breites Wissen und Können sowie das Bewusstsein, dass sie beides ein Leben lang aktualisieren muss. Sie muss zweitens die Kunst des Vermittelns beherrschen, vielfältig in den Methoden sein und dabei immer im Bewusstsein haben, dass sich das Kind nur von sich aus bilden kann.

Für eine gute Lehrperson braucht es drittens Leidenschaft. Lehrpersonen müssen für ihren Beruf „brennen“ und dabei die Balance zwischen „ausbrennen“ und „ablöschen“ finden. Lehren heisst, andere Menschen im Geiste berühren. Das kann nur jemand tun, der selber „berührt“ ist. Fehlt einer dieser drei Aspekte, nützen die anderen beiden nur wenig.

? Sie haben 280 Studierende an Ihrer Pädagogischen Hochschule. Brennen die alle auf ihre eigene Art?

! Es ist zumindest unser Ziel das zu erreichen – und dabei die drei Kompetenzbereiche zu fördern.

Dabei beginnen wir aber natürlich nicht bei Null. Denn die Studenten kommen aus einem bestimmten Interesse an diesem Beruf zu uns. Dennoch: Mit unseren drei Jahren Vollzeitstudium – oder fünf bis sechs Jahre des Teilzeitstudiums – haben wir nicht so wahnsinnig viel Zeit, um diese drei Aspekte zu fördern.

Da müssen sich alle Beteiligten schon ranhalten. Denn am Schluss der Ausbildung müssen wir entscheiden, ob diese Person fähig ist, in den Lehrberuf einzusteigen – das bezeugt die Unterschrift auf dem Diplom!

? Der ehemalige „Wetten dass“-Moderator Thomas Gottschalk ist ausgebildeter Lehrer. Ich hatte immer den Eindruck, dass ein guter Lehrer heutzutage im Wettbewerb zur Fernsehunterhaltung steht und deshalb am besten – so wie Gottschalk – Entertainer sein müsste. Stimmt das?

! Eine Lehrperson muss ein guter Rhetoriker sein. Ja! Denn das Entfachen des Feuers braucht eine Mentalität des Wachrüttelns. Lernen ist ja oft auch Irritation. Und irritieren kann man nicht, wenn man die Menschen nicht berührt. Von daher glaube ich, dass es Qualitäten braucht, andere zu berühren, zu wecken, manchmal auch zu stossen. Aber gleichzeitig ist Lernen nicht nur Unterhaltung.

Wir machen hier an unserer PH auch Forschung zum Thema „Game basiertes Lernen“. Dabei wird immer wieder klar: „Lernen ist auch viel Üben, ist harte Arbeit!“ Der Buchtitel von Fritz Oser „Lernen ist schmerzhaft“ trifft das sehr gut. Es gilt also beide Elemente zu verfolgen: Lernen muss Spass machen – aber Lernen macht nicht nur Spass. Und – ganz wichtig – beides muss die Lehrperson anleiten und aushalten.

? Wie kriegt man die Kinder zu dieser Einstellung?

! Da gibt es natürlich keine Pauschalstrategie. Aber wichtig ist, dass man die jungen Menschen in ihrer Lebensrealität abholt. Deshalb stellen wir uns zum Beispiel nicht die Frage: „Was kann ich gegen die Games tun?“ Wir fragen uns: „Wie kann ich die Games nutzen, um das Lernen der Kinder zu fördern?“

Da gibt es natürlich auch Grenzen, aber es gibt auch gute Möglichkeiten, diese Spiele zu nutzen. Es gehört zu unserer Ausbildung, sich mit

„Eine Lehrperson muss ein guter Rhetoriker sein. Ja! Denn das Entfachen des Feuers braucht eine Mentalität des Wachrüttelns. Lernen ist ja oft auch Irritation. Und irritieren kann man nicht, wenn man die Menschen nicht berührt.“

digitalen Funktionen – wie Apps und dergleichen – auseinanderzusetzen. Und das Lernen auch fernab von Games und Computern anzuregen.

? Also nicht allein durch Ausprobieren, sondern auch durch Antizipieren?

! Ich bin kein „Gamer“, aber kürzlich hatten wir eine Veranstaltung dazu, bei der uns Forschende und Praktiker eingehend informiert haben. Dabei zeigte sich: Das Interessante beim Gamen ist das Eintauchen in eine Welt, in der man eigentlich nicht nachhaltig verlieren kann, weil man – wenn’s mal nicht so läuft – einfach neu beginnen kann. Man kann also ausprobieren – ohne wirklich zu scheitern. Das ist wichtig für die Entwicklung von Kreativität. Besonders wenn man durch

die Nutzung immer neuer, höherer Level ausprobiert, wie man knapp unter der Überforderung vorankommt. Das ist das ideale Lernlevel.

Die Erfahrung zeigt übrigens, dass es Spiele gibt, die auf den ersten Blick sehr gut sind und andere, die gar nicht für den Unterricht geeignet scheinen. Bei näherer Erfahrung mit dem Spiel erweisen sie sich dann aber als genau gegenteilig. Deshalb muss man sehr viel über diese Dinge wissen, um zu beurteilen, was man wie einsetzen kann.

? Wie kann man als Lehrperson den Ehrgeiz, der sich beim Spielen zeigt, fördern und für die reale Welt und das Lernen nutzbar machen?

! Eine Möglichkeit ist das Einrichten von „Lernwerkstätten“ in Form von Lernumgebungen, wo Kinder sehr viel experimentieren können. Das ist vom Flow-Erlebnis und von der Intensität sehr ähnlich wie bei den Spielen.

Das schafft man in der Schule natürlich nicht an fünf Tagen die Woche. Aber das muss es auch nicht. Kinder müssen auch die anderen Realitäten kennenlernen. Aber diese Art des Lernens können und sollen unsere Studierenden in den Unterricht einbinden.

? Wie wichtig ist der Flow? Also dieses Eintauchen, das Sich-selbst-Vergessen und dieses ganz und gar nur das sein, was man gerade macht?

! Im Flow passiert sehr viel, nicht zuletzt deshalb, weil er auch Glücksgefühle erlebbar macht. Deswegen ist es für mich ein hohes Ziel, diesen Flow in der Schule zu erleben. Wenn er nur in der Freizeit erlebt werden kann, dann wird es schwierig, Lernen mit einer positiven Erfahrung zu verbinden.

? Wie können Lehrer diesen Flow konkret im Unterricht erreichen?

! Dazu muss man eben sehr viel über seine Kinder in der Klasse wissen. Wo man sie abholen kann und mit was man sie erreichen kann. Von jedem Einzelnen. Aber es hat auch mit dem eigenen Erleben zu tun. Wer den Flow selber nie erlebt hat, kann auch nicht rüberbringen, wie man ihn erleben kann.

Ich sehe das in den Bereichen, in denen ein Lehrer ein Fach oder ein Thema ganz besonders gut kann, dann kann er meistens auch das Interesse bei den Schülern wecken und sie mitziehen. Nehmen Sie nur das Lesen – eine wichtige Grundkompetenz.

Warum muss man immer die langweiligen Texte in der Schule lesen, die die Kinder von heute nicht mehr interessieren? Warum nicht Bücher lesen lassen, die mit den Lebenswelten der Kinder zu tun haben? Genau dazu ermutigen wir unsere StudentInnen.

? Sie haben auch eine Theaterpädagogin in der Ausbildung Ihrer Lehrer. Was bringt sie den Studierenden bei?

! Wir haben das als Grundelement für alle Studierenden im Angebot – mit der Möglichkeit es zu vertiefen. Da geht es in erster Linie um den persönlichen Ausdruck, sowohl was die rhetorischen Fähigkeiten betrifft als auch Artikulation, Stimm- bildung und Deutlichkeit. Sowie die nonverbale Kommunikation – also die Körpersprache.

Das sind Schwerpunkte bei uns im ersten Studienjahr. Denn von der ersten Woche des Studiums an sind unsere StudentInnen in der Schulpraxis tätig.

Deshalb ist eine ganz wichtige Fertigkeit die, zu erlernen, wie man eine klare Stimme bekommt, wie man vor einer Klasse steht, wie man gut strukturiert sprechen kann und so weiter. Im ersten Jahr findet auch die Eignungsabklärung statt, also die Frage, ob man überhaupt als Lehrperson geeignet ist. In dieser Zeit der theoretischen und praktischen Ausbildung ist die Entwicklung der Auftretenskompetenz also ganz wichtig.

? Wie laufen solche praktischen Erfahrungen ab?

! Die StudentInnen haben im ersten Semester einen halben Tag pro Woche, an dem sie in einer realen Klasse sind. Zu Beginn als Hospitant – das heisst, indem sie eine Lehrperson beim Unterrichten beobachten. Dann folgt „Vormachen – Nachmachen“.

Das steigert sich im Laufe der Zeit, bis am Ende des Berufspraktikums die StudentInnen fünf Wochen en bloc mehr oder weniger allein unterrichten. Das bedeutet, nicht nur die didaktischen Grundelemente zu beherrschen, sondern eben auch eine Klasse zu führen. Auf diese Weise erleben sie von Anfang an wie sich ihre spätere Berufswirklichkeit anfühlt.

? Machen die Schulen im Kanton dabei gut mit? Oder werden solche Massnahmen eher als Störung angesehen?

! Wir haben im Moment eine sehr gute Ausgangslage. Jede Schule in unserem Einzugsgebiet – also in den Kantonen Schwyz und Uri – ist eine Kooperationsschule und hilft uns bei der Ausbildung der Lehrpersonen. Das ist nicht nur wichtig, sondern auch für die Schulleitungen sehr interessant, weil sie dadurch Studierende – und damit mögliche neue Mitglieder der Lehrerschaft – kennenlernen.

Andererseits lernen die Studierenden konkrete Schulen kennen. Wenn es nach dem Studium zum Bewerbungsverfahren kommt, haben beide Seiten gute Hintergrundinformationen.

Es gibt tatsächlich sehr viele Studierende, die nicht ganz unabsichtlich in der Schule „landen“, in der sie ihre praktische Ausbildung gemacht haben.

? Kommen wir vom Allgemeinen zum Speziellen. Was macht die PH Schwyz anders als andere pädagogische Hochschulen?

! Was uns von grösseren pädagogischen Hochschulen unterscheidet ist die Lern- und Arbeitsatmosphäre. Wir lehren in einem durchaus überschaubaren Rahmen.

Wir haben diesen Vorteil absichtlich in unsere „Vision“ für die PH hineingeschrieben. Und wir bekommen das auch tatsächlich als Feedback – dass die Studierenden bei uns „persönlich lehren lernen“.

Jetzt können Sie sagen: „Logisch, jedes Unternehmen will persönlich sein.“ Aber für uns ist es ein echter Anspruch, dass wir uns wirklich bemühen, unsere Lernenden individuell zu unterstützen, indem wir uns gegenseitig – das heisst die Dozierenden UND die Studierenden – gut kennen und so mehr Möglichkeiten haben, auf die individuellen Bedürfnisse und Möglichkeiten einzugehen.

? Wie viele Dozenten gibt es?

! Ungefähr 45. Für 280 Studierende. Bei der gesamten Fächerbreite. Das bedeutet, dass wir pro Fach zwei bis fünf Dozenten haben.

? Im Vergleich dazu: Wie viele hat Luzern ?

! 280 Dozenten auf 1700 Studierende. Es gehört zu unseren Spezialitäten und unseren Herausforderungen, dass wir stärker interdisziplinär denken. Also uns über die Fächergrenzen hinaus

orientieren und Zusammenhänge herstellen und Perspektiven aufzeigen.

Das zweite Ziel ist es, dass auch die Studierenden unterschiedliche Fächer zusammenbringen. Mathematik und Musik sind zum Beispiel wunderbare „Gegen-Sätze“, die man zueinander in Bezug setzen kann.


Das dritte ist das „selbstgesteuerte Lernen“. Wir geben unseren Studierenden viele Freiräume, um ihr Lernen selbst zu verantworten. Wir bieten zudem die Möglichkeit eines präsenzreduzierten Studiums an.

Das bedeutet, dass man eigentlich Vollzeit studiert, aber nur drei Tage in der Woche anwesend ist, weil man den anderen Teil über Online-Learning selbst erarbeiten kann. Dann, wenn man es will und es passt.

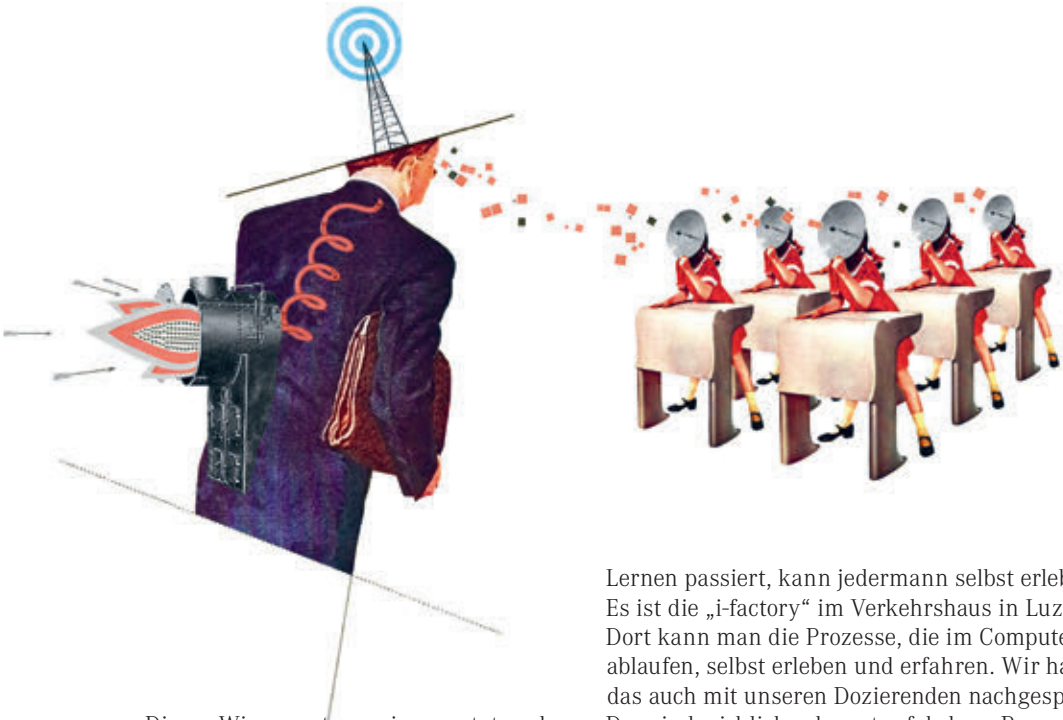
Die Prüfungen beim Präsenzstudium und dem präsenzreduzierten Studium sind allerdings immer die gleichen.

Etwa ein Drittel der Studierenden macht so ein flexibles Studium. Das sind meist Personen, die erwerbstätig sind oder bewusst parallel praxisbezogene Erfahrungen sammeln wollen. Die bringen auf diese Weise weitere Kenntnisse und Erfahrungen in den Beruf mit hinein.

Das gehört zu den Spezialitäten unserer Hochschule. Und wir haben das "Forschungsinstitut für Medien und Schule" an unserer Hochschule, das wichtige Untersuchungen über den Umgang mit digitalen Medien macht.

 „DIE I-FACTORY BIETET EIN ANSCHAU-
LICHES UND INTERAKTIVES ERPROBEN
VON VIER GRUNDTECHNIKEN DER
INFORMATIK. SIE ERMÖGLICHT DAMIT
EINEN ERSTKONTAKT MIT INFORMATIK
ALS KULTURTECHNIK.“

IM OPTISCHEN ZENTRUM DER I-FACTORY
STEHEN ANWENDUNGSBEISPIELE ZUR
INFORMATIK AUS DEM ALLTAG UND
INSBESONDERE AUS DER VERKEHRSWELT
IN FORM VON AUTHENTISCHEN BILDERN,
FILMBEITRÄGEN UND COMPUTER-ANIMA-
TIONEN.“



Dieses Wissen setzen wir vernetzt auch für die Ausbildung unserer Studierenden ein. Es ist also keine abgehobene Forschung, sondern auf die Fragen der Praxis ausgerichtet. Dazu gehört zum Beispiel auch eine Projektschule hier in Goldau, in der die Schüler nicht mehr mit Computern und dergleichen von der Schule ausgerüstet werden, sondern ihre eigenen digitalen Geräte in die Schule mitbringen – wie Laptops, Smartphones oder iPads – und im Unterricht dann mit diesen Elementen arbeiten.

? Kennen Sie aus Ihrer Sicht als Forscher, Dozent und Experte digitale Spiele, die man als Eltern seinen Kindern guten Gewissens zugänglich machen kann?

! Für diese Frage bin ich die falsche Person. Aber auch Medienexperten werden Ihnen wohl darauf keine pauschale Antwort geben.

Etwas salopp würde ich sagen: Entscheidend ist weniger das Spiel selbst, als das, was man mit dem Spiel macht. Also spielen Sie mit dem Game, das Ihrem Kind gefällt, mit, lernen Sie es kennen und geben Sie ihm denjenigen Raum, den es verdient.

Eine andere praktische Anwendung unserer Forschung, bei der wir schauen, was mit dem

Lernen passiert, kann jedermann selbst erleben. Es ist die „i-factory“ im Verkehrshaus in Luzern. Dort kann man die Prozesse, die im Computer ablaufen, selbst erleben und erfahren. Wir haben das auch mit unseren Dozierenden nachgespielt. Das sind wirklich sehr gut erfahrbare Prozesse.

? Wenn ich Ihnen so zuhöre, kommt mir meine ganz persönliche Vision in den Sinn, nämlich die, dass man die Region um Schwyz zu einer Art Think Tank ausbauen könnte. Vergleichbar dem Silicon Valley. Wo sich die Menschen Gedanken über Innovationen machen – inspiriert und getragen von der Schönheit und den Möglichkeiten der Region. Was sagen Sie als Forscher und Wissenschaftler zu einer solchen Vision?

! Eine spannende Vision. Wir fühlen uns als Hochschule sehr wohl hier in Goldau. Die schöne Landschaft zwischen Rigi und Rossberg bettet uns, der Bahnhof verbindet uns mit verschiedenen Reisezielen.

Aber uns fehlt eine Art Campus, wie sie Hochschulen in Städten haben. Als Expertenorganisation leben wir von diesem Austausch. Vielleicht sollten wir noch vermehrt am „Denk-Campus Schwyz“ arbeiten, interessante Menschen mit wegweisenden Ideen zueinander bringen. Aus der Schulpraxis, aus Berufs- und Mittelschulen, aus der Wissenschaft, aus der Wirtschaft, der Kultur, der Politik.

Der Kanton Schwyz hat hier sehr viel zu bieten, davon bin ich überzeugt. Das ist noch mehr auszuschöpfen – hier verbindet sich Ihre Vision mit unserer Vision. 🍷



KANTONESISCHES

„HAARUS!“

WENN SIE DAS WORT
HÖREN, SOLLTEN SIE
AUF SICH AUFPASSEN!

von *Nathalie Henseler*



Für gewöhnlich wird der gemeine Schwyzer als ein gemütlicher Zeitgenosse beschrieben, den auch ein Föhnsturm nicht allzu schnell aus der Ruhe bringt. Wird er jedoch gereizt, dann kann der Schwyzer auch anders! Und Reizthemen gibt es für ihn so einige: Die EU, unnötige Gesetze und Radarfallen gehören mit Sicherheit zu den Favoriten.

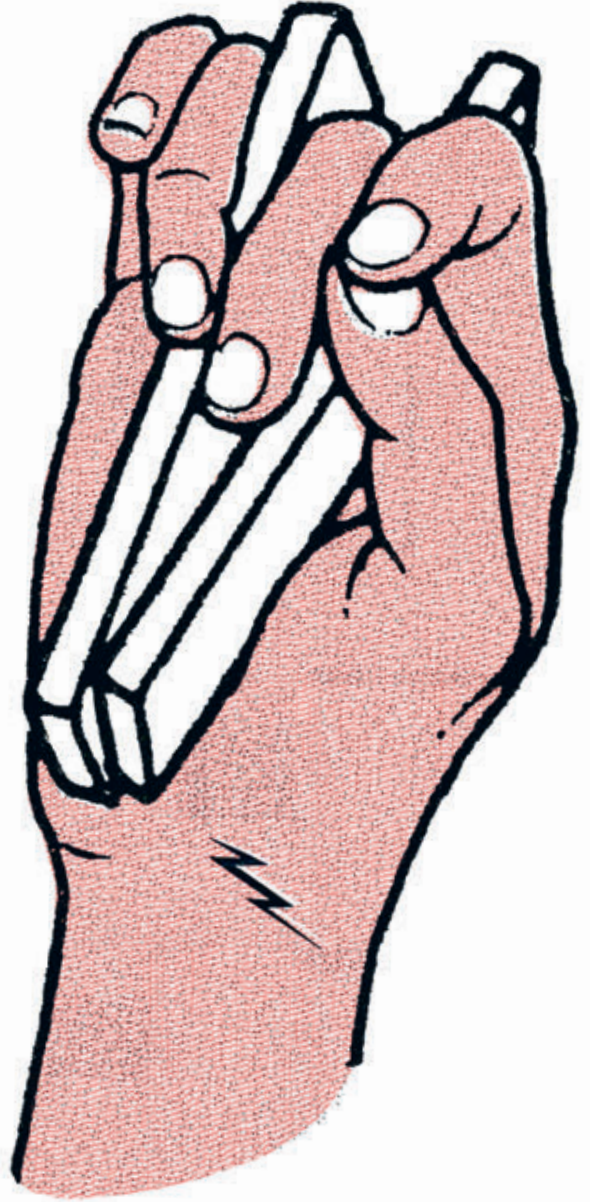
Die Streitfreudigkeit der Eidgenossen – ganz besonders die der Schwyzer – machten sich schon die namhaften Kriegsherren Europas in der Vergangenheit zunutze, wenn sie sie als Söldner anwarben. Denn sie steigerten ihren Einsatz auf dem Schlachtfeld unter anderem dadurch, dass sie sich mit dem Ausruf „Haarus“ aufputschten.

Mit „Haarus“ wird sozusagen die Kriegserklärung akzeptiert, der Frieden gebrochen, die Herausforderung angenommen. Denn es bedeutet tatsächlich das, wonach es klingt: „Haare ausreissen“. Wem das zu handgreiflich ist – es geht noch schlimmer. Denn „Haarus“ hat ein Synonym: „Blätzab!“ Ja doch, das meint das, was mancher sich wohl schon gedacht hat: „Hautfetzen abreissen“.

Als die Söldnerei verboten worden war und kaum noch eidgenössische Kriege auszutragen waren, blieb das „Haarus“ dennoch bestehen. Besonders unter Nachtbuben wurde es bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts benutzt, um eine Schlägerei anzuzetteln.

Heute wird „Haarus“ nur noch zum Spass und besonders an der Fasnacht benutzt. Dann bekommt der Ausruf speziell am Japanesenspiel einen prominenten Auftritt. So wird das „Haarus!“ wohl noch ein Weilchen im Schwyzer Wortschatz überdauern. ☺

„CHLEFFELI“



Die richtige
Handhabung
der Chleffeli



ÜBER DEN TROCKENEN „KLANG“
DER FASTENZEIT, WIE ER ENTSTAND
UND WARUM IHN DIE SCHWYZER
KINDER MÖGEN

von Hans Steinegger

Die Fasnacht ist im Kanton Schwyz so vielfältig wie seine Landschaften! Das ist keine Übertreibung, kennen doch fast alle Ortschaften ihre eigenen *Maschgeraden* (Figuren) und charakteristischen *Maschgeren* (Larven), ob traditionell überliefert oder erst in jüngerer Zeit geschaffen.

Fasnacht wird verbrannt

Nahezu jedes Dorf beendet die närrischen Tage über teils seit Jahrzehnten gepflegte Art. Da und dort wird die „Fasnacht“, personifiziert in der Gestalt einer ihrer Maskenfiguren, in einem festgeschriebenen Ritual sogar öffentlich dem Feuer übergeben! So erleidet etwa in Brunnen der *Harligingg* den Feuertod, in Oberarth der *Böögg*, in Einsiedeln der *Pagat*, in Wollerau der *Beckitogg* oder in Altendorf die *Schlüpfloch-Hexe*. Ganz anders in Steinen: Hier wird die Fasnacht am Abend des Güdeldienstag beim *Uderemache* von *Talibasch* und seinem Trabanten *Välädi* offiziell zu Grabe getragen – sprich mitten auf dem Dorfplatz bei Ländlermusik und Narrentanz der *Schälleunder* (Jasskarte) buchstäblich vergraben.

Doch nirgends wird der Schlusspunkt spektakulärer inszeniert als im Kantonshauptort. Seit 1937 organisiert hier die Güdeldienstag-Gesellschaft den närrischen Anlass auf dem Hauptplatz. Nach einem mehrteiligen imposanten Feuerwerk wird der *Blätz*, die Symbolfigur der Schwyzer *Nüssler*, verbrannt, derweil zahlreiche Maskierte in Begleitung der Trommler ihn dreimal wehklagend umrunden – bis sein Kopf lautstark explodiert. Noch zeichenhafter gestaltet sich um Mitternacht der Übergang in die Fastenzeit:

Während im Kirchturm nach dem Zwölfuhrschlag alle Glocken fünf Minuten lang das vierzigtägige Fasten einläuten, verstummen drunten auf dem Platz die Trommelrhythmen des Narrentanzes, die Platzbrunnenfigur wird entkleidet – und alle *Maschgeraden* entledigen sich ihrer Larven und werfen sie ins Feuer...

Chlefele in Strassen und Gassen

Vorbei und längst vergessen sind die Zeiten, als im Morgengrauen des Aschermittwochs übernachtigte Gestalten mit einem Mantel über ihrem Narrenkleid in die Pfarrkirche gingen, um sich vom Frühmesser geweihte Asche auf das Haupt streuen zu lassen!

Erhalten hat sich hingegen der alte Fastenbrauch der Schuljugend, die *Chlefele* hervorzuholen, um sie nun täglich bis Karsamstag in den Strassen und Gassen ertönen zu lassen. Übrigens nicht nur in Schwyz, wird doch das *Chlefelen* zur Fastenzeit bis heute in mehreren Dörfern des inneren Kantonsteils gepflegt, so in Steinen, Arth, Brunnen, Gersau, Muotathal, Rothenthurm und Sattel.

Die *Chlefele* kennt man in der Schweiz gemeinhin nur von der Volksmusik her, wo sie als Rhythmus- und Begleitinstrumente eingesetzt werden: Es sind zwei kleine Holzbrettchen, die an der oberen Längsseite so eingekerbt sind, dass sie auf beiden Seiten des Mittelfingers der linken oder rechten Hand eingehängt werden können. Das lose äussere Brettchen wird dann durch rhythmische Hand- und Armbewegungen an das mit dem Mittelfinger oder Daumen festgeklammte innere Brettchen geschlagen und so zum Tönen gebracht. Nicht selten kommt es vor, dass talentierte *Chlefeler* beidhändig spielen, teils sogar mit drei Brettchen in einer Hand.

Chlefele in der Schweiz

Wer es musikwissenschaftlich exakt wissen möchte: Die *Chlefele* fallen unter die Idiophone, was soviel heisst wie Selbsttöner oder

Selbstklinger. In der Fachliteratur zählen sie zu den „Gegenschlagplatten“. Und nach dem Idiotikon, dem Schweizer Wörterbuch, leitet sich *chlefele* von „chlaflen“ ab, was so viel wie „klappern“ bedeutet. Doch auch hier: Andere Regionen, andere Namen! – im Sarganserland entdeckte die Musikethnologin Brigitte Bachmann-Geiser für die Holzklappern den Ausdruck *Chleppere*, in Baselland *Brittli*, im Bernbiet *Trümmelibrättli*, im Oberwallis *Chlättere* oder im Berner Oberland *Chlätterli*. Und ebenso interessant die alten und längst abgegangenen Ausdrücke *Chnoche-Chlefele* aus dem Luzernbiet oder *Fleischbei-Chlefele* aus dem Zugerland. Es sind dies Hinweise dafür, dass dort die Klappern einst nicht aus Holz, sondern aus Knochen gefertigt waren.

Rätseln um die Herkunft

Trotz wiederholter Bemühungen, über den Ursprung der *Schwyz* *Chlefele* als Fasten-instrument mehr zu erfahren, ist dazu bis heute nichts Verlässliches bekannt. Es gibt nur zwei Erklärungsmodelle:

Einerseits werden die Schlaghölzer mit den mittelalterlichen „Siechenklappern“ in Verbindung gebracht, mit denen sich einst Aussätzige beim Betteln bemerkbar machen mussten. Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang eine Szene im Fasnachtsspiel von Niklaus Manuel Deutsch aus dem Jahre 1522. Der Autor lässt darin eine ehemalige Kupplerin auftreten, die mit einer „Klappere“ erfolgreich bettelt. Aus derselben Zeit stammt eine Narrenfigur im Chorgestühl des Berner Münsters; sie hält in der Hand eine dreiteilige Klapper – ein deutlich erkennbares, robustes *Chlefele*.

Andererseits wird vermutet, die Holzklappern könnten einst als Kastagnetten aus Spanien via Pilger und Söldner oder über den Tauschhandel in die Talschaft Schwyz gelangt sein. Inhaltlich näher dürfte jedoch die Annahme liegen, das *Chlefelen* sei durch das *Rätschen* und *Raffelen* in der Karwoche grundgelegt und später möglicherweise auf die Fastenzeit ausgedehnt worden. In der Schwyzer Kirchenordnung von 1588 ist jedenfalls das *Rätschen* anstelle des Kirchengeläuts am Karfreitag vermerkt, doch (noch) nichts zum Brauch des *Chlefelen* festgehalten.

Wiederbelebung des Brauchs...

Nur mündliche Überlieferungen aus Steinen deuten darauf hin, dass im Alten Land Schwyz (heute Bezirk Schwyz) um 1850 zur Fastenzeit von der Jugend „geklefelt“ wurde. Allerdings mangelt es an verlässlichen Belegen, ist doch keine der in Museen deponierten „Kinderklappern“ datiert. Das darf alles nicht so sehr überraschen: Im Umfeld überlieferter Traditionen ist es nichts Ausserordentliches, dass ein altgeübter Brauch kurz- oder gar längerfristig verschwindet, später wieder entdeckt, neu belebt und dann sogar weiterentwickelt wird.

Meist sind es Einzelpersonen im Verbund mit Gleichgesinnten, die durch besondere Aktivitäten eine Wiederbelebung zu erreichen versuchen.

Das lässt sich beim *Chlefele* geradezu exemplarisch belegen: So drohte in Schwyz der Fastenbrauch um 1960 zu erlahmen, ja sogar



Begleitsprüche

Einer der ältesten und am meisten verbreitete Trommel- oder Begleitspruch, den die Schwyzer Schulkinder beim *Chlefelen* mitdenken oder sogar laut mitsprechen, lautet:

*D Mülleri hed, si hed,
D Mülleri hed, si hed,
D Mülleri hed i d Suppe gschisse
und em Maa de Grind abbisse.
D Mülleri hed, si hed.*

Als Mittelverse sind auch Varianten bekannt:

*...hed i d Hose gschisse und em
Maa de Grind abbisse;
...hed i d Chuttle gschisse und
de Maa hed's usebisse;
...hed i d Suppe gschisse und de
Chatz de Schwanz abbisse.*

zu verschwinden. Darum ergriff der volkskundlich interessierte Fabrikant Max Felchlin die Initiative und rief 1964 als Mentor und Donator das *Schwyz-er Priis-Chlefele* ins Leben, während Tambourenverein und Lehrerschaft für die Organisation verantwortlich zeichneten.

...und vielfältiger Wandel

Heute ist der alte Fastenbrauch in Inner-schwyz lebendiger denn je und wird teils mit Wettbewerben und Kursen gezielt gefördert. Dennoch oder gerade deshalb hat sich im Laufe der jüngst zurückliegenden Jahrzehnte rund um den seltenen Brauch weit mehr gewandelt, als sich vermuten liesse – ob nun hinsichtlich Beteiligung, Technik oder Organisation.

War der Brauch im Kantonshauptort bis Ende der Fünfzigerjahre eine reine Angelegenheit der Buben, entdeckten ab 1960 vereinzelt auch die Mädchen das *Chlefele*. Mittlerweile sind sie in der Überzahl, sodass der Brauch heute aus der Sicht vieler Buben als *Wüberzүүg* (Frauensache) taxiert wird und sie sogar zum Mitmachen motiviert werden müssen!

Und auch die technischen Fertigkeiten haben sich verfeinert. Das zweihändige Spiel, teils gar mit je drei Brettchen, ist längst keine Ausnahme mehr. Desgleichen ist der einst obligate „Ordonanzmarsch“ durch frei gestaltete Melodien und Rhythmen abgelöst worden. Zudem werden die *Chlefeli* heute vorwiegend aus Hartholz gefertigt, um einen besonders hellen Klang zu erreichen.

Die seit 1964 wenig strukturierte Organisation des *Schwyz-er Priis-Chlefele* und der Wunsch, den Stellenwert des alten Brauchs noch zu steigern, veranlasste die Kulturkommission der Gemeinde Schwyz zur Anregung, doch eine neue Trägerschaft zu gründen. Sie fand in Röbi Kessler einen engagierten Förderer und ersten Präsidenten, sodass 2002 der Verein „s'chlefele läbt“ gegründet werden konnte. Kessler ist es denn auch, der sich schon seit Jahren mit dem überlieferten Fastenbrauch befasst, darüber vielfältig informiert, praxisnahe Kurse durchführt und in seiner Freizeitwerkstatt bisher nicht weniger als 201 *Chlefeli* aus 201 Holzarten hergestellt hat!

Seitdem der Verein „s'chlefele läbt“ für die Durchführung des Priis-Chlefele verantwortlich zeichnet, findet der Anlass im MythenForum Schwyz statt, verbunden mit einem kleinen musikalischen Rahmenprogramm. Neu geregelt ist auch die Bewertung der Darbietungen der drei Schülerkategorien (1. bis 6. Klasse) und der neuen Gruppe *Chruut und Chabis* (Erwachsene, Gruppen und Gäste): Gesamteindruck, Zusammenspiel, Rhythmus, Tempo, Choreographie und auch der Klang der *Chlefeli* werden bewertet. Es wird bewusst kein Pflichtstück mehr verlangt, sondern alle Teilnehmer haben freie Wahl, samt Eigenkompositionen. Trotzdem ist der alte *Schwyz-er Chlefelimarsch* (Ordonanzmarsch) nach wie vor präsent, ebenso der eine oder andere Begleitspruch (siehe Kasten). Allen Teilnehmern werden zudem zwei Auftritte zugestanden und deren Ergebnisse addiert. Die je drei Besten der Schülerkategorien erreichen das Finale und können vor viel Publikum auftreten. Trotz Bewertung und Rangliste geht niemand leer aus, erhält doch jedes Kind einen Anerkennungspreis!



LITERATUR:

Albert Schmid / Brigitte Geiser,
*Chlefeli. Instrumente zur
Fastenzeit, Schwyz-er Hefte 1,
1973/1984*

Brigitte Bachmann-Geiser,
*Die Volksmusikinstrumente
der Schweiz, Leipzig 1981*

Positive Aussichten

Das Engagement des neuen Vereins „s'chlefele läbt“ zeigt in vielfacher Hinsicht positive Ergebnisse und stimmt zuversichtlich. Denn seit einigen Jahren verzeichnete das *Schwyz-er Priis-Chlefele* im Durchschnitt die stattliche Beteiligung von rund 200 Kindern. 🍷

*Die Bützimmatt
bei Tuggen*
FOTO: Stefan Zürrer





march

KEIN MANN FÜR DIE NACHHUT

EINE BEGEGNUNG MIT
JÜRG WYRSCH AUS TUGGEN,
DEM PRÄSIDENTEN DES
MARCHRINGS

von *Andreas Lukoschik*

Reagiert ein Mensch auf eine Frage „unwirsch“, dann begegnet er einem anderen „unfreundlich, mürrisch, barsch oder bärbeissig“. Nach der einfachen Mechanik, dass die Vorsilbe „un-“ etwas in sein Gegenteil verkehre, meinte ich lange Zeit, „wirsch“ bedeute „freundlich, gut gelaunt, verbindlich“. Oder so. Als ich im Duden nachschlug, fand ich als Erklärung für „wirsch“ indessen – „ärgerlich, aufgeregt“. Potzblitz! Da hatte ich also ein Wort gefunden, bei dem Teil und Gegenteil das Gleiche bedeuten.

Doch dann begegnete ich einem Mann, der das Wirsch im Namen trägt: Jürg F. Wyrsch aus Tuggen. Und ich fand das Gegenteil von „unwirsch“ in personam. So wie ich es mir immer vorgestellt hatte, strahlte dieser – freundlich, verbindlich gut gelaunt. Ein angenehmes Exemplar Mensch. Und von Beruf dann auch noch Hausarzt. Also einer, der seine Schutzbefohlenen ein Leben lang durch dick und dünn begleitet. Das musste ein interessanter Gesprächspartner sein.

Aufgewachsen ist der Tuggner Doktor in Küssnacht am Rigi, wo sein Vater der Landschreiber und Präsident des historischen Vereins war. Dessen Leidenschaft für Historisches hatte der kleine Jürg früh kennengelernt und trug sie seitdem in sich, vermutlich als Bestandteil seiner Gene.

„Ich habe mich immer als Weltbürger gefühlt,“ erklärt er die höhere Bedeutung dieses Interesses, „und wäre bereit gewesen, mich auch in Brasilien oder anderswo niederzulassen. Aber eine Bedingung war für mich immer, dort Wurzeln schlagen zu können. Und dazu gehört für mich bis heute, dass ich die Geschichte der Region kenne.“ Das war sozusagen die „conditio sine qua non“ – also die Grundbedingung – für das Ankommen und Wachsen in der neuen Heimat.

Ursprünglich wollte der Hobby-Historiker Mathematik studieren, was eindrucksvoll ein Licht auf seine Abstraktionsfähigkeit wirft. Doch stellte er in der Rekrutenschule fest, dass er bei seiner Arbeit nicht nur im stillen Studierkammerlein sitzen mochte, sondern mit Menschen zu tun haben wollte. So studierte er Medizin und wurde – O-Ton Wyrsch – zum „Extrem-Schwyzler“. Wer dahinter ein politisches Statement vermutet, irrt. Es ist ein geografisches Argument. Denn Küssnacht und Tuggen liegen an den entgegengesetzten, äussersten Ecken des Kantons.



ILLUSTRATION: Nina Tiefenbach

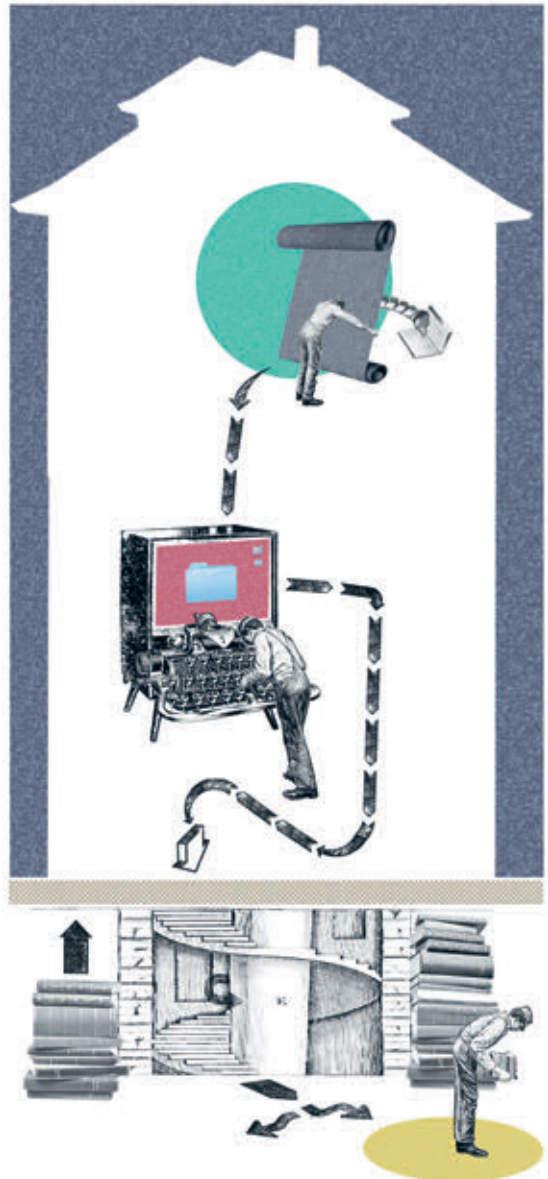
*Dr. med. Jürg Wyrsch
bei der Arbeit*

Im Januar 1980 eröffnete er schliesslich seine Praxis in Tuggen, die vor einem Jahr von seiner Tochter und seinem Schwiegersohn übernommen worden ist. Wobei die Familie einen allmählichen Wechsel der Doctores vollzieht: Am Mittwoch und Samstagvormittag hält er Sprechstunde und behandelt seine Stammpatienten. Alle anderen Patienten werden von seiner Tochter und seinem Schwiegersohn behandelt. Deshalb hat Jürg Wyrsch inzwischen mehr Zeit für seine historische Forschung, obwohl er die – wenn man ihm genau zuhört – auch schon vorher emsig betrieben haben muss. Seine Veröffentlichungen zur Geschichte der Region füllen immerhin mehrere Regalbretter. Ausserdem ist er seit 1989 Präsident des Marchrings – das ist die kulturhistorische Gesellschaft der March –, Kirchenratspräsident Tuggens und Präsident der Vorberatungskommission der neuen Verfassung der Kantonalkirche Schwyz. Er war überdies Gründungspräsident von „Schwyz Kultur plus“ – der bis heute wichtigen Kulturgesellschaft des Kantons – und zehn Jahre lang Gemeindepräsident. Und das ist nur ein Ausschnitt dessen, was er sonst noch alles tut – und getan hat.

An dieser Stelle ist der Zeitpunkt gekommen, an dem seiner Ehefrau Rita ein grosses Kompliment ausgesprochen werden muss. Denn all diese Ämter und Forschungen konnte und kann er nur mit einer Partnerin an seiner Seite ausfüllen, die im Gegenzug alles andere, was im Leben gemacht werden muss, übernimmt. Und dabei diese Themen ebenso vortrefflich behandelt wie er die Seinen.

Zurzeit sichtet und ordnet Jürg Wyrsch die Dokumente der Genossame Tuggen, weil er deren Geschichte schreiben will. Das Wort „Genossame“ setzt sich zusammen aus „GENOSsen“ (das sind die alteingesessenen Familien des Ortes) und „gemeinSAM“. Um die Handschriften der historischen Dokumente des Archivs lesen zu können, musste er zunächst einige Kurse an der Universität Zürich besuchen. Mittlerweile kann er Texte flüssig lesen, bei denen unserer nur ein dekoratives aber sinnfreies Tintmuster auf altem Pergament

erkennt. Und so sitzt Jürg Wyrsch an seinem Schreibtisch, liest und schreibt das Gelesene in seinen Computer, druckt die Texte aus und archiviert die alten Dokumente in einem dafür ausgebauten Teil seines Kellers, in dem sich ein Archiv befindet, das wie das neue Einsiedler Klosterarchiv im Einfamilienhausformat aussieht. Kurzum: Jürg Wyrsch ist in seinem Element – der Wurzel-Erforschung.



Korrekt gesprochen ist das aber nur EIN Element, in dem er sich wohlfühlt. Lange Zeit war er auch im Militär an führender Stellung im Einsatz. Angefangen hatte er in seiner Rekrutenzeit natürlich ganz unten – als Gebirgsfüsilier. Doch stieg er danach nahezu unaufhaltsam auf. Als Brigadearzt war er später medizinorganisatorisch sogar für 125'000 Mann verantwortlich. Dabei muss man wissen, dass zu seiner Zeit als Aktiver allein das Alpenkorps 300'000 Mann umfasste.

Vorne stehen. Alleine stehen. Einstehen für andere

Aus seiner Sicht ist das Schweizer Militär eine gute Lebensschule gewesen: „Als Offizier muss man das Vertrauen seiner Leute immer selber erschaffen. Da hilft keine formale Autorität, sondern nur Charakter und Wissen. Auch und gerade in extremen Situationen. Ich habe im Gebirge x-mal in Schneehöhlen überlebt, weil ich schon mit 21 Jahren als Gruppenführer auf 3000 Meter im Schneesturm entscheiden musste, dass wir nicht weitergehen, sondern an Ort und Stelle sitzend dem Wind abgekehrt biwakierten. Wie sich am nächsten Tag herausstellte, war das absolut richtig. Alles andere wäre lebensgefährlich gewesen. Aus solchen Erfahrungen lernt man führen und Verantwortung zu übernehmen. Daraus wurde dann sehr schnell die Erfahrung vorne zu stehen, allein zu stehen und einzustehen für andere. Das hat mich sehr geprägt.“

Am Ende seiner militärischen Laufbahn war er Chef des Beraterstabes des Oberfeldarztes. Vierzig Ärzte hatte er in seinem Stab – allesamt Fachärzte, die Hälfte Universitätsprofessoren. „Das war für mich als Allgemeinarzt unheimlich spannend, dabei die gesamte Medizin zu überblicken und mit all diesen Fachärzten in den verschiedensten Themenbereichen zusammenzuarbeiten. Ich habe dabei sehr, sehr viel gelernt, was ich – zurück in meiner Tuggner Praxis – einsetzen konnte.“

Die Militärzeit hat ihm also viel Freude bereitet, „nicht zuletzt, weil ich das grosse Glück hatte, als Bataillonsarzt einem leibhaftigen Nobelpreisträger der Medizin nachzuzufolgen – Rolf

Zinkernagel. Ich habe mit ihm, als ich sein Zugführer war, viele Abende über Immunologie diskutiert. Das war absolut begeisternd. Er ist dann nach Canberra in Australien gezogen, wo er in der genetischen Medizin seine grosse Entdeckung gemacht hat. Schade, dass ich nach seiner Rückkehr nach Zürich den Kontakt verlor. Aber als Hausarzt schaut man doch zu Professoren andächtig auf.“

Wenn man sich all das anschaut, erkennt man: Jürg Wyrsch ist – um in der Sprache des Militärs zu bleiben – nie in der Nachhut marschiert. Er war und ist immer vorne dabei gewesen. In seiner Praxis als Hausarzt übrigens bis heute. Als „Sentinella“-Arzt („Sentinella – die Schildwache“) meldet er dem Bundesamt für Gesundheit (BAG) täglich seine Beobachtungen über das Auftreten ausgewählter Krankheiten – natürlich anonymisiert. Dabei stellt das BAG auch die Möglichkeiten zu Laboruntersuchungen zur Verfügung, so dass jeder Meldearzt wissenschaftlich korrekt prüfen kann, ob seine Beobachtungen korrekt sind. Diese Beobachtungen leiten die Sentinella-Ärzte weiter. Zum Beispiel, dass ein neues Grippevirus in der Schweiz unterwegs ist. Wenn Sie, liebe Leserin, lieber Leser, demnächst in der Tageschau hören, dass das BAG vor einem neuen Grippevirus warnt, dann sind auch die Beobachtungen von Dr. Jürg Wyrsch in diese Meldung eingeflossen.

Das Ganze sehen, in die Tiefe gehen und dabei in der Mitte stehen

Wenn man sich das Leben und die Arbeit von Jürg Wyrsch anschaut, kann man seinen Patienten nur gratulieren zu diesem Arzt. Und man versteht, was er mit seinem Leitsatz meint: „Das Ganze sehen, in die Tiefe gehen und dabei in der Mitte stehen!“ Ein kluger, kultivierter, angenehmer Mann.

Wer also das Gegenteil von „unwirsch“ sucht, muss es „wyrsch“ schreiben. Mit Y. Worauf wir natürlich besonders gern hinweisen. 📌



*Das Hochmoor
Schwanenau
FOTO: Stefan Zürrer*



einsiedeln

PROBLEME LÖSEN AUF EINSIEDLER ART

„STEINEL SOLUTIONS“
ARBEITET MIT DEN „3 H“:
HOCHPRÄZISION, HIRN
UND HERZ

von *Andreas Lukoschik*

Auf dem Weg zum Büro von Ingo Steinel treffen Besucher im Eingangsbereich des Firmengebäudes auf Plakate mit dem aufmunternden Claim: „Einfach. Machen! Initiative für Kreativität.“ Ein optimistisch stimmender Auftakt für unser Gespräch. Zu Recht, wie sich später herausstellen soll. Ingo Steinel – geschäftsführender Gesellschafter der Steinel-Gruppe, dessen Herz besonders an der Steinel Solutions AG in Einsiedeln hängt – ist ein grosser, stattlicher Mann, mit freundlich in die Welt blickenden braunen Augen, in deren Winkeln kleine Lachfalten deutlich machen, dass vor einem ein Mann sitzt, der gerne lacht.

Der wache Blick signalisiert allerdings auch, dass Steinel die Welt interessiert betrachtet und dass er aus dem verstandenen Gesehenen das entstehen lässt, was der Firmenname verspricht – „Solutions“. Lösungen also. Und zwar durch das, was im Eingangsbereich plakatiert ist: Durch „Machen!“ Das hat jedoch nichts von dem, was viele Menschen unter „Machern“ verstehen, also von solchen Leuten, die nach der Parole handeln „Alles ist machbar, Herr Nachbar!“

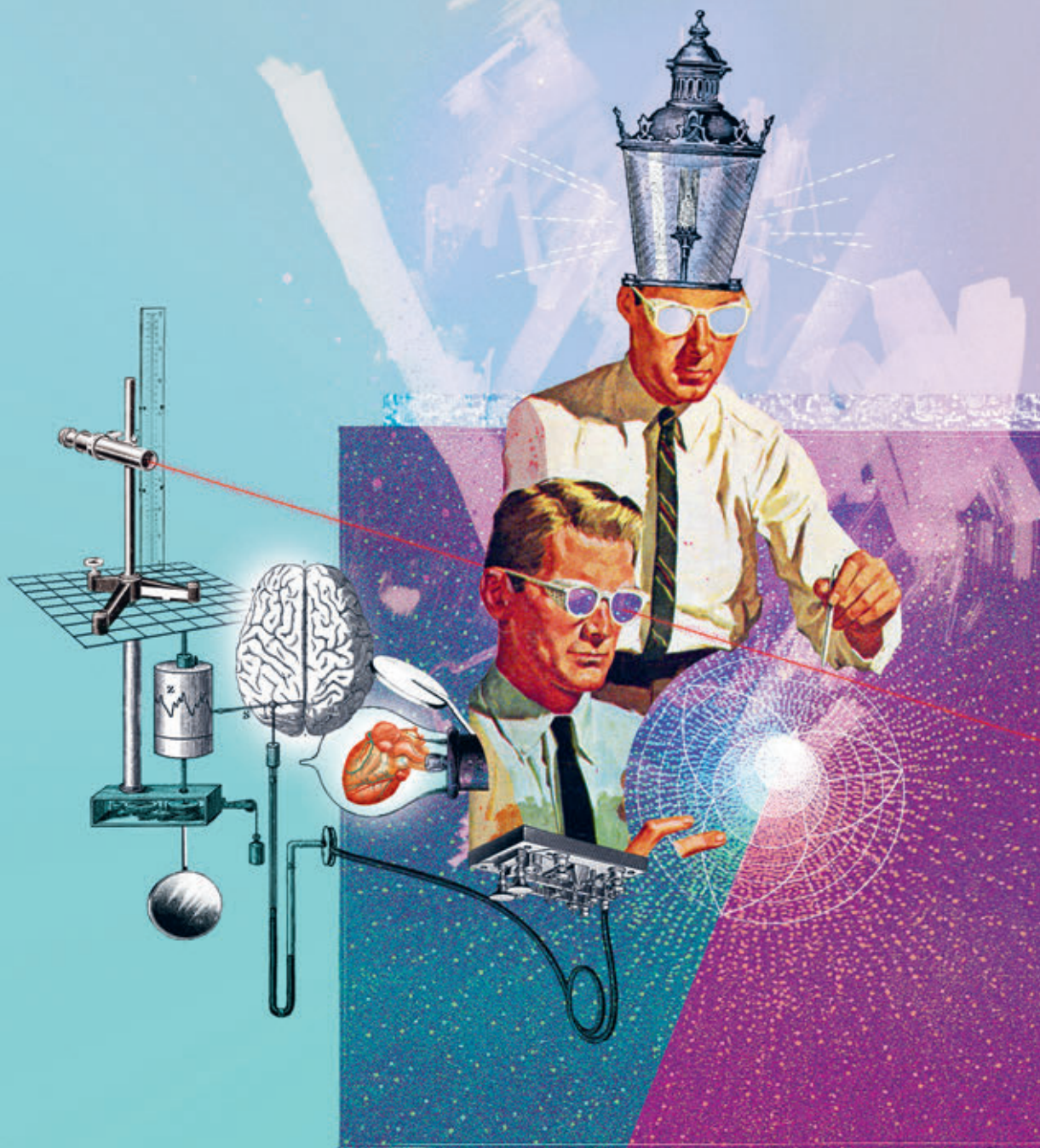
Nein, Ingo Steinel ist Unternehmer – im besten Sinn des Wortes. Das leitet sich von „unternehmen“ also „handeln“ ab. Überdies ist er Westfale. Den beschreibt er so: „Der Westfale ist eher etwas reserviert und bezeichnet nicht jeden Menschen, den er seit drei Stunden kennt, als Freund. Wir reden weniger, handeln dafür lieber, sind gern konkret und am Ziel orientiert.“

Kein Wunder also, dass Ingo Steinel im Kanton Schwyz immer gut klar gekommen ist. Schwyzer und Westfalen haben – bei näherem Betrachten – einiges gemeinsam. Zum Beispiel die Bereitschaft, zunächst nachzudenken – und erst danach zu handeln. Das wirkt nur auf den ersten Blick langsam. Im Grunde ist es eine Einstellung, die Menschen befähigt, Abkürzungen zu nehmen. Besonders dann, wenn sie bereit sind, Wege als Erste zu gehen.

So geschehen, als in seinem Unternehmen zum ersten Mal Sensortechnologie und Leuchten miteinander verknüpft wurden. Daraus entstand der Bewegungsmelder. O-Ton Ingo Steinel: „Wir können mit Fug und Recht behaupten, dass die erste Sensorleuchte der Welt eine Erfindung meines Vaters war, die er als Erster 1987 auf den Markt gebracht hat. Das wissen nur wenige,

*Ingo Steinel
Kopf und Herz von
„Steinel Solutions“*





weil wir das zu wenig ausschachten.“ Auch diese diskrete Zurückhaltung, die meilenweit vom Marketingler-Geschrei der Gegenwart entfernt ist, macht ihn den Schwyzern nicht unsympathisch.

Zu der von ihm geschätzten Art von Produktgüte gehört das genaue Beobachten dessen, was um uns herum vor sich geht. O-Ton Steinel: „Im Jahr 2005 war die Geburtsstunde von ‘Geiz ist geil’ und der Anfang einer absoluten Konsumkrise, unter der die gesamte deutsche Industrie litt. Auch wir. Die deutschen Konsumenten hatten ihre Portemonnaies zugenäht, weil sie meinten, die Entwicklung neuer Geräte sei so technologiegetrieben, dass es sich nicht lohne, Geräte zu kaufen, die durch ihre Stabilität und Qualität einen hohen Preis hatten. Deshalb solle man lieber die billigen Produkte aus China kaufen und dann halt alle drei Jahre was Neues.“ Diese Phase habe bis zum März 2006 gedauert. „Dann war sie schlagartig vorbei. Einige Forscher entdeckten den Grund dafür. Sie nannten es den ‘Weltmeisterschaftseffekt’. Denn im Frühjahr 2006 begann das ‘Sommermärchen’ der Fussballweltmeisterschaft in Deutschland, und das veränderte das Konsumverhalten völlig.“ Seitdem sei die Welt wieder in Ordnung. Nicht generell, die Eurokrise beschäftige die Wirtschaft bis zum heutigen Tag. Aber die Idealisierung des Geizes in Deutschland passe nicht mehr in die Zeit.

Das Mutterhaus von Steinel liegt im westfälischen Herzebrock. Deshalb ist der Markt Deutschland natürlich für Steinel von vitalem Interesse. Und Einsiedeln? In Einsiedeln wird erfunden, getüftelt – und produziert. Und zwar genau das, wofür die Schweiz im besten Sinne steht. Also für die Fertigung komplexer Produkte durch sehr gut ausgebildete Fachkräfte, die mit hochpräzisen Techniken perfekt umgehen können.

Dazu gehören zum einen Baugruppen, die andere Hersteller komplett von Steinel gefertigt haben wollen, ebenso wie komplette Produkte. Heissluftgebläse von Bosch gehören zur letzten Gruppe. Das kam so: Vor 22 Jahren kam das Geschäftsfeld „Heissluft“ für den Massenmarkt auf. Bosch, Hersteller von Bohrhammern und Akkuschaubern, hatte darin keinerlei Kompetenz. Also fragte Bosch bei Steinel an, ob eine Kooperation denkbar wäre, in der Steinel die vorhandenen Kenntnisse zum Thema ‘Gebälse heisser Luft’ ausbauen würde.



Für Bosch. Obwohl für einen Westfalen das Erzeugen „heisser Luft“ nicht zu der Art und Weise gehört, in der er der Welt begegnet, machte Steinel in diesem Fall eine Ausnahme.

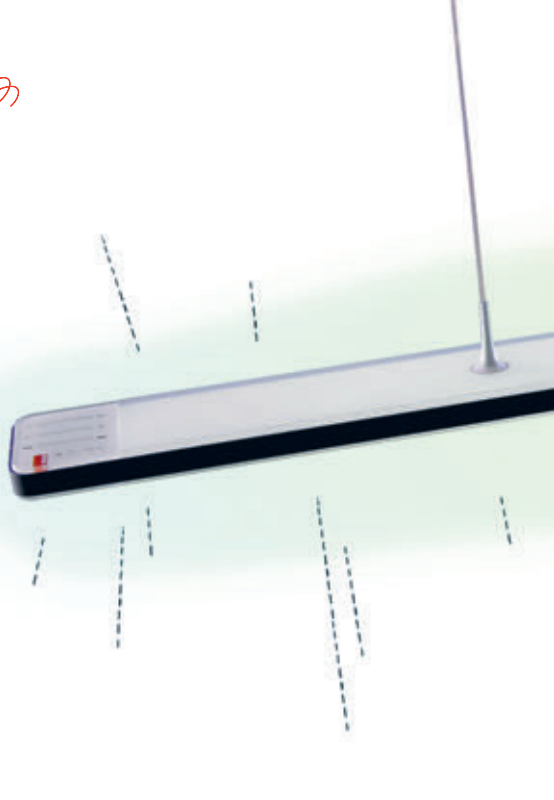
Seitdem produziert sein Betrieb die Heissluftgebläse, mit denen der Heimwerker arbeitet. Und obwohl Bosch draufsteht, ist Steinel drin. Und drumherum. Denn das gesamte Produkt – inklusive seiner Verpackung – kommt von Steinel. Wer zum Entfernen alter Lacke heisse Luft braucht oder wer mit Klebepistolen arbeitet, sollte auf die Produkte von Bosch oder Steinel zurückgreifen – um die heimische Industrie in Einsiedeln zu fördern, da zumindest die Elektronik für diese Geräte in Einsiedeln gefertigt wird.

Das ist nur ein Beispiel dafür, weshalb das Unternehmen „Steinel Solutions“ heisst. Es heisst so, weil es Lösungen für seine Auftraggeber entwickelt. Manchmal sind die so gut, dass der Auftraggeber daraus ein Riesengeschäft macht. Stichwort: Entfernungsmessung via Laser. Auch dafür heisst der Kunde Bosch. Dessen Sparte „Messwerkzeuge“ zeichnete sich einst durch solch gnadenlose Erfolglosigkeit aus, dass der Vorstand diesem Bereich „noch einen Schuss“ gab. „Der müsse sitzen“, sonst würde diese Sparte geschlossen.“ Also kamen die Verantwortlichen zu Steinel und baten um Hilfe.

Die sollten sie bekommen. Denn hochqualifizierte Bosch-Ingenieure hatten bis dahin gemeinsam mit einem wissenschaftlichen Institut eine geniale Gerätetechnologie entwickelt – das damals kleinste und leistungsfähigste Laser-Entfernungsmessgerät der Welt. Jetzt brauchten die Experten die kenntnisreiche Unterstützung von Steinels Könnern, um diese Entwicklung schnell und professionell industrialisieren zu können.

Gemeinsam mit den Bosch-Ingenieuren setzte das Steinel-Team die komplette Industrialisierung um. So grandios, dass Bosch sich entschied, den rasant angestiegenen Umsatz fürderhin allein in seinem Werk in Malaysia zu realisieren.

So etwas spricht sich herum, weshalb Steinel auch für andere Unternehmen Aussergewöhnliches erfindet und entwickelt. Zur Zeit ist die Sensortechnologie bei Vielen hoch im Kurs. Da sind sie bei Steinel genau richtig. So haben

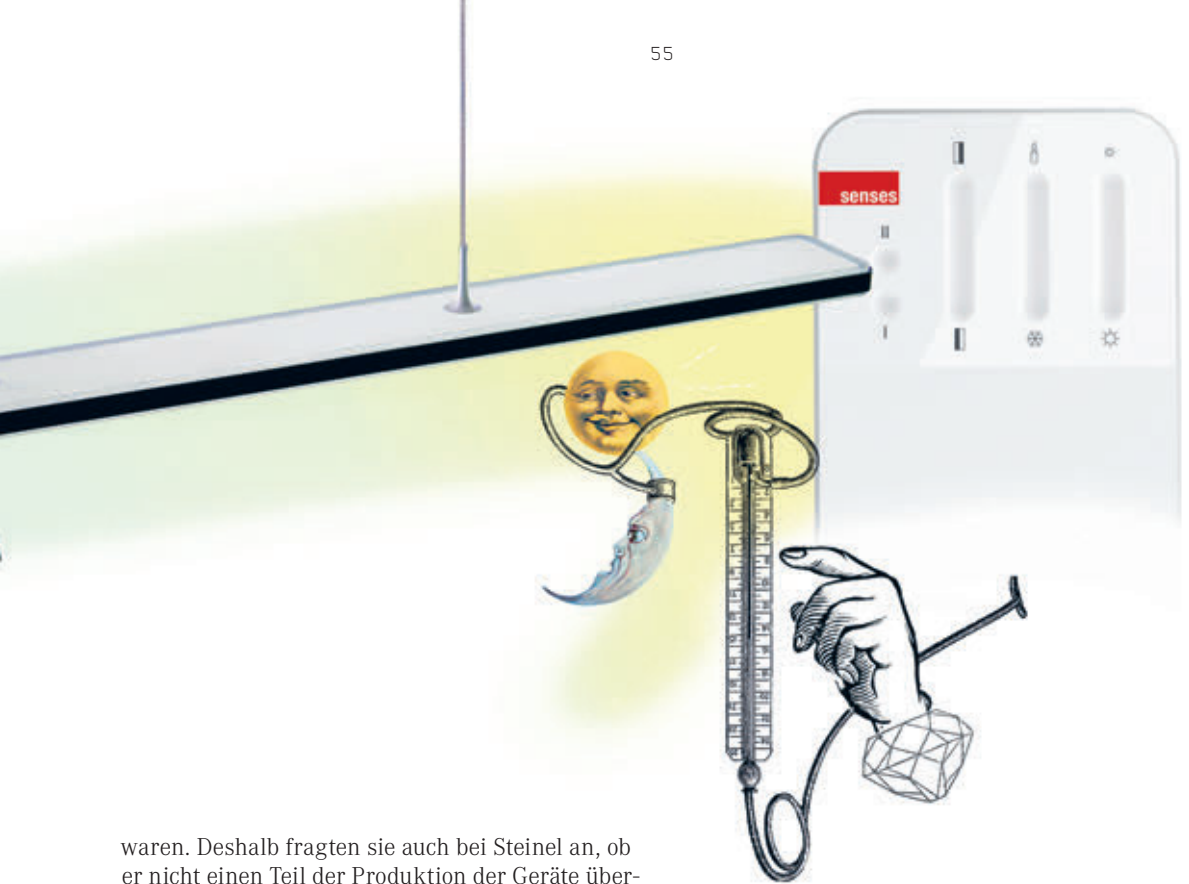


die Einsiedler für den Gebäudetechnikhersteller GIRA einen Kohlendioxid-Sensor entwickelt, der bei gewerblichen Bauten gern in Sitzungszimmern eingebaut wird.

Das Gerät misst die CO₂-Konzentration in der Luft. Ist die zu hoch, lässt die Konzentration beim Menschen deutlich nach. „Sitzungsmüdigkeit“ nennt man das. Ein Blick auf den Sensor zeigt in Farben an, dass weder das Interesse der Teilnehmer nachlässt noch dass das Thema lahmmt, sondern dass einfach Sauerstoff fehlt. Wird dann gelüftet, kann die Sitzung weitergehen. Genial einfach! Wenn man weiss, wie's geht. Eben *Solutions*.

Ein anderes Beispiel: Wer sich die Ergebnisse der steinelschen Produktpalette auf der Zunge zergehen lassen will, benutze einen Nespresso-Kaffeautomaten. Dessen kompletter elektronischer Part entstammt einer Gerätegeneration aus Einsiedeln. Oder richtiger: Er *war* aus Einsiedeln. Denn aus diesem Geschäft ist Ingo Steinel ausgestiegen.

Das kam so: Eine Zeit lang belieferte Steinel mit seiner Steuerungselektronik den absoluten Marktführer der Kaffeegerätehersteller – die Firma Eugster/Frismag AG in Romanshorn. Als Eugster nach einiger Zeit mehr als 90 Prozent der Geräte für Nespresso baute, dämmerte den Nespressos, dass sie von Eugster abhängig geworden



waren. Deshalb fragten sie auch bei Steinel an, ob er nicht einen Teil der Produktion der Geräte übernehmen wolle. Das war ein wirtschaftlich sehr attraktives Angebot.

Nun war – und ist – Ingo Steinel aber mit den Brüdern Eugster seit vielen Jahren befreundet. Deshalb lehnte er Nespresso's Ansinnen freundlich ab. Denn „ein Freund ist ein Freund,“ erklärt er seine Entscheidung heute. „Den bootet man nicht aus!“ Und in Richtung Nespresso erklärte er bescheiden, Steinel könne das umfangreiche Know-how der Firma Eugster nicht mal eben mit Links aufbauen. Die Antwort von Nespresso erfolgte etwa ein Jahr später: Steinel war den gesamten Auftrag los. Auch als Zulieferer. „Aber das war okay für mich. Denn es gibt Dinge, die tut man einfach nicht.“ Punkt. Also: „Einfach. Machen.“ Ja. Aber nicht um jeden Preis. So etwas muss man sich nicht nur ethisch leisten wollen sondern auch wirtschaftlich. Was nicht immer leicht fällt.

Deshalb hat Ingo Steinel in Einsiedeln eine zusätzliche Strategie gewählt: Er baut dort eine eigene Marke auf. In dem Segment, das Steinel Solutions exzellent beherrscht: In Fragen des Lichts und der Sensortechnologie. Die Marke heisst „Senses“ und zeichnet sich durch fadengerautes Design in genialen Proportionen und State-of-the-art-Technologie aus.

Normalerweise gehen bei gestalterischen Entwürfen die Designer von der Form aus und suchen dementsprechend technologische Lösungen für ihre formalen Ideen. Bei Senses war es umgekehrt: Hier sollte sensorische Spitzentechnologie eine sinnliche Gestalt bekommen. Auch das gelang den Steinels: 2013 bekamen sie bereits für das dritte Produkt der Senses-Serie – die Pendelleuchte „Senses-Touch“ – eine der höchsten Auszeichnungen für Design: den Red Dot Award. Die Begründung der Jury: „Mit ihrer reduzierten Formsprache nimmt sich diese Leuchte zurück und überlässt den grossen Auftritt dem Licht, das sie verbreitet.“

Damit passt sie kongenial zum Chef Ingo Steinel. Auch er überlässt den grossen Auftritt den *Leistungen*, die er und sein Team erschaffen. Souverän – und *sehr* sympathisch. 🍷



*Der Frauenwinkel
bei Pfäffikon,
links die Ufenau
FOTO: Stefan Zürrer*

Chäfe



HOPP... SCHWYZ



DIE „NATI“ TRAINIERT VOR
WICHTIGEN SPIELEN IN
FEUSISBERG – IM SCHÖNEN
KANTON SCHWYZ

von *Andreas Lukoschik*

Genauer gesagt trainiert die schweizerische Fussballnationalmannschaft (Nati) auf der Sportanlage Chrummen in Freienbach. Nicht, weil es keinen anderen Sportplatz gibt, sondern, weil sie dann im Panorama Resort & Spa Feusisberg wohnen kann. Dort residiert sie bereits seit dem Jahr 2001. Auf Initiative von ... „Köbi“ Kuhn.

Vor Länderspielen ziehen sich die hochbezahlten Ballartisten aus vielen europäischen Teams in das feine Hotel Resort hoch über dem Zürichsee zurück, um sich tagsüber aufeinander einzuspielen und danach in der Wellnessanlage mental und körperlich auf das optimale Zusammenspiel von Körper und Geist einzuschwingen. Mit anhaltendem Erfolg – wie wir seit der Qualifikation für die Weltmeisterschaft in Brasilien wissen. Ottmar Hitzfeld sei's gedankt.

Während der Vorbereitungsphase auf die Europameisterschaft 2008, die bekanntlich in Österreich und der Schweiz ausgetragen wurde, wohnten die Nationalspieler sogar ganze drei Wochen im

Panorama Resort, was seinem Besitzer Paul Rüegg zunächst einiges Kopfzerbrechen bereitete. Denn die Nati beabsichtigte, das gesamte Hotel zu buchen. Spieler, Betreuer, Funktionäre – alle wollten dort wohnen. Das bedeutete: Es gab keinen Platz für die sonst dort residierenden Businessgäste. Also reiste Rüegg mit Frau und Sohn nach Bern zum Schweizerischen Fussballverband, um einen Vertrag auszuhandeln, der die Details regelte. „Das war ein sehr schöner Moment,“ sagt Paul Rüegg, „weil es von Anfang an nicht darum ging, dass die Kalkulation eingehalten wurde, sondern weil wir gemeinsam eine Lösung finden wollten, die für beide Parteien optimal sein sollte. Am Schluss haben wir genau das erreicht.“ Inzwischen ist aus der geschäftlichen Beziehung eine freundschaftliche geworden und das Panorama Resort in Feusisberg ist DAS Vorbereitungshotel der Nati.

Natürlich hat dieser Status als „The one and only hotel“ auch seine Schattenseiten. Denn seitdem rufen immer wieder Journalisten an und wollen von Paul Rüegg Hintergrundinformationen haben: Was Ottmar Hitzfeld am liebsten isst, welcher Spieler mit wem ein Doppelzimmer teilt, ob Shaqiri ein normales Kopfkissen braucht oder



was auch immer das journalistische Detailinteresse erregt. Aber da beissen sie bei Paul Rüegg auf Granit. Schliesslich ist er kein Boulevardreporter, sondern ein Gastgeber, bei dem sich seine Gäste wohlfühlen sollen. Und dazu gehört nun mal, dass ihre privaten Angelegenheiten genau das bleiben: privat.

mit 25 Jahren das Panoramahotel Feusisberg, das damals die Migros aus der Konkursmasse vom „Wienerwald“-Erfinder Friedrich Jahn gekauft hatte und es als Seminarhotel betrieb. „Nach drei, vier Jahren war mir klar, dass man aus diesem Standort mehr machen konnte. Und genau das wollte ich.“

Paul Rüegg's Weg ins Hotelfach

Es gibt zwei Wege. Der eine ist der internationale: Nach der Hotelfachschule geht man ins Ausland – mit dem Ziel, eines der grossen Häuser in Asien zu führen. Das ist ehrenvoll, aber auch sehr verführerisch – weil man dort leicht verwöhnt wird. O-Ton Paul Rüegg: „Mein Sohn hat schon mehrmals in Thailand als stellvertretender Manager bekannter Resorts gearbeitet. Dort durfte er nicht einmal sein Hemd selbst zur Wäsche bringen. Das wurde ihm alles abgenommen. Dieser für Asien selbstverständliche Service verwöhnt viele Hotelmanager, die dann, wenn sie am Ende ihres Berufslebens in die Schweiz zurückkommen, all das nicht vorfinden und sich komplett umgewöhnen müssen. Die tun mir fast leid,“ sagt Rüegg. „Mein Sohn kennt beide Welten und weiss, was wo geht – und was nicht.“

Paul Rüegg selbst hat den schwereren der beiden Wege ins Hotelgewerbe genommen: den nationalen. Denn als er siebzehn Jahre alt war, lernte er seine Frau kennen, heiratete mit zwanzig und hatte bald eine kleine Familie – die er ernähren musste. Deshalb leitete er nach der Hotelfachschule



*Es gibt Leute, die sagen,
das wäre der genialste Blick
über den Zürichsee*

Im Jahr 1997 bot sich die Möglichkeit, das Haus von der Migros zu erwerben. Genau das machte er: In einem klassischen Management-Buy-Out kaufte er es und war ab sofort Chef im eigenen Haus. Vier Jahre später baute er es nach seinen Vorstellungen um und verfeinert es seitdem stetig. Die Erfahrungen der Söhne Patrik und Pascal finden dabei ebenso ihren Weg in die Realisierung wie die Wünsche seiner internationalen Gäste. Sein Ziel ist es, der Gelassenheit und dem asiatischen Respekt vor anderen Menschen Zutritt zu seinem Haus zu gewähren. Ein Ziel, das er immer



*Hier wurden schon immer
Sieger gemacht - z.B. Franz
Beckenbauer und Günther
Netzer*

 PANORAMA RESORT
& SPA FEUSISBERG

www.panoramaresort.ch



so gestalten, wie ich es für richtig halte. Und drittens haben mir viele prophezeit, dass ich niemals eine richtige Beziehung zu meinen Kindern bekommen würde, weil ich beruflich so stark eingebunden war. Die Wirklichkeit sieht anders aus: Beide Söhne sind seit Beginn der Ausbildung im Hotelfach und nunmehr seit über 15 Jahre bei uns im Hotel. Wir verreisen immer noch gerne alle zusammen und sind eine tolle Familie. Irgendwie haben meine Kinder wohl doch den Funken mitbekommen, der meine Frau und mich immer am Brennen gehalten hat – für unser Haus und unseren Beruf.“

wieder verteidigen muss gegen die Hektik des Businessalltags.

Wir kommen noch einmal auf seinen Berufsweg zurück. Der war mit der Mehrfachbelastung aus Beruf, begleitender Ausbildung und Familie sicherlich nicht einfach. „Ach wissen Sie,“ sagt er in seiner leisen Art, „einerseits war es eine gute Schule. Andererseits war ich nicht der ausführende Direktor – oder neudeutsch „executive officer“ – in einem global agierenden Hotelkonzern, sondern konnte *mein* eigenes Haus

Dass sich Paul Rüegg und seine Familie in Fragen des Fussballs für ihre Nati-Gäste ständig auf dem Laufenden halten müssen, ist natürlich klar. Wie lautet also *die* Prognose des Mannes, der die Schweizer Fussballakteure alle persönlich kennt, für die Weltmeisterschaft? Die Antwort kommt spontan aus dem Bauch – voller Überzeugung: „Also wenn es nicht die Schweizer werden, dann macht es Ronaldo für Portugal.“ Das würde bedeuten, dass der Favorit Deutschland bereits in der Vorrunde untergeht. Wir sind gespannt. 🍷





*Brücke über den
Dorfbach unterhalb
der Gesslerburg
FOTO: Stefan Zürrer*



Robert Schmidlin
live und in Farbe

„WER BAUT HEUTE EIGENTLICH NOCH MIT STEIN?“



„EINE GUTE FRAGE!“
MEINT ROBERT SCHMIDLIN,
GESCHÄFTSFÜHRER DER
KOST HOLZBAU AG

von *Andreas Lukoschik*

Der das sagt, ist gelernter Architekt und hat sich schon während seines Studiums für das Bauen mit Holz begeistert. Das wundert wenig, weil ihm als Innerschweizer Holzbauten seit Kindesbeinen vertraut sind. In diesem Teil der Welt wird dieses Baumaterial seit Jahrhunderten verwendet. Allerdings haben Gebäude aus Holz in den vergangenen zehn Jahren einen ordentlichen Innovationsschub erlebt. Neue Dämm- und Bautechniken sowie das einsetzende Bewusstsein für gesundes Wohnen haben erlebbar gemacht, dass Bauen mit dem nachwachsenden Rohstoff „Holz“ höchst attraktiv sein kann. Wenn es richtig gemacht wird.

Also so wie Robert Schmidlin, der als Generalunternehmer mit seinem Team den Bau von Holzhäusern in die Hand nimmt. Als Erstes vermitteln sie dem Bauherrn aus einem Netzwerk

an innovativen und guten Architekten den richtigen Mann. Das Wort „richtig“ ist dabei besonders wichtig, denn der Architekt muss an erster Stelle den Bauherren verstehen – und die Baugesetze in der Region kennen, in der gebaut werden soll.

„Ein guter Architekt ist mehr als nur ein Statiker mit Sinn für Proportionen,“ sagt Schmidlin. „Er muss auch Psychologe sein, der sein Ego im Zaume halten kann und dem Bauherrn nicht den eigenen Geschmack aufdrängt, sondern ihm hilft, die richtigen baulichen Lösungen zu finden – für seine ganz eigene Art zu wohnen. Das braucht viel Fingerspitzengefühl, Baukenntnis und Gespräche. Wird doch die Beziehung zwischen Architekt und Bauherrn im Laufe der Arbeit naturgemäß sehr persönlich. Deshalb müssen sie menschlich zueinander passen.“

Solche Abklärungen im Vorfeld sind das A und O des Bauens à la Schmidlin. Denn wenn er einen Auftrag übernimmt, dann garantiert er den Preis! Kein Nachverhandeln, kein „Da sind Probleme beim Bau aufgetreten, die so nicht ...“. Nein. Ein Mann, ein Wort! Deshalb muss im Schritt nach der Architektenwahl en detail geplant werden. Denn ein KOST-Bau wird vor Ort nur *zusammengesetzt*. Gebaut wird er in Küssnacht. In einer Halle. Bis in die letzte Einzelheit.

Welche zum Beispiel?

„Wir lassen an den richtigen Stellen Platz für die Installationsrohre, so dass der Installateur im errichteten Haus nur noch die Abdeckungen abschrauben muss, um die Rohre darin zu verlegen,“ erklärt der Holzbauarchitekt. Die Stromleitungen und -anschlüsse sind sogar bereits in die Wände integriert, woran man erkennen kann, wie wichtig die Planung ist. Wenn solche Fragen geklärt sind wie: Wo brauchen wir Steckdosen für Lampen? Wohin soll der Fernseher? Wohin kommen die anderen Geräte? All das bespricht der Bauherr mit seinem Architekten und Schmidlins Team. Wie gesagt vorab. Verbindlich.

Danach gehen seine Projektleiter zu Werk, nehmen den Architektenentwurf und zeichnen am Computer (CAD) jedes einzelne Holzhauteil. Bis zur letzten Schraube. Diese Daten gehen anschliessend in die Werkshalle, wo computergesteuerte Maschinen und kenntnisreiche Facharbeiter die Hausteile zurechtschneiden und montieren. Die Wände werden in raffiniert kombinierten Schichtungen mit dem passenden Dämmmaterial versehen, die Fassadenflächen werden an-, Fenster und Türen eingepasst – und was sonst noch alles wichtig ist.

Wie beim Massschneider wird der „Massanzug“ geschnitten, genäht, gesteckt und montiert. Allerdings gibt es keine „Anprobe“. Das Haus muss auf Anrieb sitzen – wenn es steht.

„Diese Form der Bauleitung ist eine Herausforderung, die mich bei unseren Aufgaben besonders reizt. Denn am Ende steht der Festpreis. Der muss nicht nur eingehalten werden, sondern die Kalkulation muss aufgehen,“ meint dazu Schmidlin. Schliesslich trägt das Unternehmen das Wort KOST im Namen. KOSTenbewusstsein könnte man es auch nennen.

Wie auch immer. Am Ende verlässt ein Lastwagen mit allen Hausteilen die Montagehalle und fährt zur Baustelle.

Dort ist inzwischen das Fundament fertiggestellt, und so setzen die Zimmerleute das Haus aus allen Teilen mit Hilfe von Kränen zusammen. „Erfahrungsgemäss dauert das zwei bis drei Tage. Dann steht es. Und nach einer Woche sind auch die Installationen gemacht. Nach zwei bis drei Wochen ist das Haus schlüsselfertig zu beziehen. Aber wie gesagt: Dazu muss im Vorfeld sehr detailliert nachgedacht und entschieden werden,“ betont Schmidlin noch einmal.

So präzise plant er mit seinen 70 Mitarbeitern übrigens nicht nur Einfamilienhäuser, sondern auch Altbau restaurierungen, Aufstockungen, Anbauten und ganze Überbauungen. Schmidlins grösstes Projekt ist zur Zeit die Wohnsiedlung Grünmatt in Zürich mit 155 Wohnungen und Häusern.







„Wer baut heute eigentlich mit Holz?“ dreht der Berichterstatter die Eingangsfrage um und richtet sie an ihn. Da lacht Schmidlin: „Kluge Bauherren natürlich! Nein, ganz im Ernst. Holzbauten haben – neben den wirtschaftlichen Fragen – ganz enorme Vorteile. Gerade in Bezug auf Energieeffizienz kann man Holzhäuser durch die entsprechenden Dämmungen unglaublich optimieren. Bei unserem Haus hier sind die Wände nur 42 Zentimeter dick, haben aber einen Wärmedurchgangswert „U“ von 0,11.“ Das ist sensationell. Denn je tiefer der U-Wert desto energieeffizienter ist das Haus. 0,11 ist wahrlich beeindruckend.

„Ausserdem sind Holzhäuser sehr gesund, weil nur deutlich durchgetrocknetes Holz verwendet wird. Die Trockenheit schützt das Holz nachhaltig vor Schädlingsbefall. Das wissen wir seit Jahrhunderten: durchgetrocknetes Holz ist ein für alle Mal für Schädlinge versiegelt. Ausserdem ist trockene Luft im Haus für die Gesundheit der Bewohner enorm wichtig.

Steinhäuser haben sehr viel mehr Feuchtigkeit in den Innenräumen, was nicht wundert, wenn man bedenkt, wieviel Wasser beim Bau mit Mörtel und/oder Beton verarbeitet wird. Bis das alles raus ist, vergeht sehr viel Wohnlebenszeit.“ Und manchmal auch Gesundheit.

„Bei vielen ist auch die genaue Planbarkeit und die kurze Bauzeit für die Entscheidung zugunsten eines Holzbaus ausschlaggebend,“ erklärt der Chef der KOST Holzbau AG weiter. „Bei Anbauten und Aufstockungen wiederum gibt oft das geringe Gewicht der Holzbauten den Ausschlag. Ich könnte Ihnen noch eine ganze Reihe von Vorteilen aufzählen, müsste dazu aber genau wissen, was Sie planen.“

Nun, ich plane (*leider*) nichts dergleichen. Würde es aber gerne, wenn ich das nötige Kleingeld dazu hätte. Irgendwie steckt mich Schmidlins Begeisterung für Holzbauten an. Besonders, wenn ich mir anschau, was für herrliche Bauten er bisher mit den Architekten errichtet hat. Das kann sich wirklich sehen lassen.

Und wenn man bedenkt, dass sein Unternehmen seit 134 Jahren Holzhäuser baut, bleibt einem fast nichts anderes übrig, als zu sagen: „Chapeau, Herr Schmidlin!“ Oder sagt man im Holzgewerbe eher „Das ist ein Hammer“? 🍷





*Auf dem Wanderweg
von Brunnen nach
Gersau, im Oberholz
FOTO: Stefan Zürrer*





EIN KLEINER RIESE

von Prof. Dr. Beat Kümin,
Professor für Geschichte der Neuzeit
an der University of Warwick,
England

In diesem Jahr gedenkt die internationale Völkergemeinschaft des Ausbruchs des Ersten Weltkrieges und erinnert damit an ein Symbol der Globalisierung. Die Tendenz zu immer grösseren Staaten, Konzernen und Ressourcen bildet einen Leitprozess der Moderne, verbunden mit vielen Chancen, Verflechtungen und Synergien, aber auch – wie die Opferzahlen belegen – einem gewaltigen Konfliktpotential. Gersau jedoch feiert 2014 200 Jahre Unabhängigkeit und damit das genaue Gegenteil, nämlich das Prinzip Kleinheit, das seine Geschichte über Jahrhunderte prägte. Die Aktivitäten sind vielfältig und umfassen neben einem zentralen Festakt auch Konzerte, Wanderungen, Wallfahrten, wissenschaftliche Gespräche und – mit Blick auf das neue Leitbild des Bezirks – eine „Zukunftswerkstatt“. Überall sind Gäste aus nah und fern herzlich willkommen.

Das bis ins 19. Jahrhundert nur über den Seeweg zugängliche Land am Südhang der Rigi

umfasste nie mehr als ein paar Quadratkilometer, aber seine historische Faszination ist gewaltig. Wie wir dem Überblickswerk des gebürtigen Gersauers Albert Müller entnehmen können, war es ursprünglich eine Grundherrschaft des Klosters Muri, danach im Besitz einer Luzerner Patrizierfamilie. Seit mindestens 1359 wirkten die Waldstätte als Schutzmächte, nicht aber als Herren dieses zugewandten Ortes. Der grosse Wurf gelang 1390: für eine riesige Summe erwarben Ammann und Einwohner alle feudal-gerichtlichen Rechte, und 1431 half ein Berner Schiedsspruch, Luzerner Übernahmerversuche zu vereiteln. Damit nicht genug: 1433 bestätigte Kaiser Sigismund den Gersauern alle Privilegien und 1436 gaben sie sich eine Landsgemeindefassung. So entstand eine formal dem Heiligen Römischen Reich zugehörige, aber faktisch unabhängige Mikrorrepublik, die ihre Angelegenheiten in Eigenregie regelte.

Erst die dem französischen Diktat entsprungene Helvetik brachte 1798 die Integration in einen grösseren Verband, doch bei der ersten Gelegenheit entschied die Gersauer Landsgemeinde am 2. Februar 1814, also vor genau 200 Jahren, dass „wir uns für die vor Anno 1798 gehabte Freyheit u. Unabhängigkeit ... declarieren“. Das war eine romantische, dem nationalistischen Zeitgeist diametral zuwider laufende Geste. Auf Betreiben von Schwyz dekretierte die Tagsatzung schon 1817 die Wiederangliederung an den Nachbarkanton.

Blicken wir über die Region hinaus, war Gersau im Spätmittelalter eines von über 100 direkt dem Kaiser unterstellten Reichsdörfern. Seine weitere Entwicklung jedoch nahm einen – im doppelten Sinne – extremen Verlauf: Einerseits wegen eines Freiheitsgrades, wie ihn sonst nur Fürsten und Reichsstädte erreichten (fast alle Reichsdörfer erodierten unter äusserem Druck); andererseits wegen der Langlebigkeit des Eigenregiments, wohl dank der republikanischen Pufferzone der Waldstätte und dem schwindenden Einfluss des Kaisers auf die Schweiz insgesamt. Unglaublich aber wahr: Zwischen 1390 und 1798 war Gersau die autonomste Landgemeinde Europas!

Ist dies heute noch von Bedeutung? Vermutlich schon. Nicht so sehr aus Sehnsucht nach Kleinräumigkeit, vielmehr als Beispiel für die Nachhaltigkeit zweier politischer Prinzipien: breite Beteiligung am öffentlichen Leben und periodische Neudefinition gemeinsamer Prioritäten. Zum ersten war die politische Teilhabe in Gersau so hoch wie nur möglich. Zwar nicht im Sinne einer „modernen“ Demokratie auf der Basis individueller Menschenrechte, weil – wie damals generell – Frauen unberücksichtigt blieben, aber fast alle Männer hatten Anteil an der Genossenschaft und damit Bürgerstatus. Hier gab es kaum Hintersassen und schon gar keine minderberechtigten Regionen (wie etwa in Schwyz). Bemerkenswert ist zudem, dass die sonst so



Krone und doppelköpfiger Adler im kleinen Landbuch von 1605 symbolisieren die direkte Beziehung des Reichsdorfes Gersau zum Kaiser. Das Fehlen eines Zwischenherren brachte dem kleinen Land ein Maximum an Autonomie und hob es konstitutionell auf die Stufe deutscher Fürstenstaaten. Bezirksarchiv Gersau, LB 6, S. 13.



Das Siegel am Hofrecht von 1436 mit dem Pfarreipatron St. Marzellus unterstreicht die zentrale Rolle der (lokalen) Kirche für die Entstehung und Identität der „comunitatis in Gersow“. Bezirksarchiv, Urkunden, Nr. 9.

hierarchische Kirche die weltliche Gemeindebildung förderte, unter anderem über regelmässige Versammlungen, gemeinsame Unterhaltungspflichten und Kontakte mit der Aussenwelt. In der Frühphase waren es explizit „Kilchgenossen“, die mit den Waldstätten paktierten, den Kaiser um Bestätigung ihrer Privilegien baten und Verfassungsbestimmungen erliessen. Nach dem Erwerb des Pfarrewahlrechts 1483 entstand ein „kommunaler Katholizismus“, in dem die Geistlichen als Gemeindeangestellte für Sakramente und Seelsorge zuständig waren, die Gersauer Bürger für alles andere.

Die umfassende Laienkontrolle führte nicht zum religiösen Niedergang, wie Prälaten – auch heute wieder – warnen, sondern zu einer lebhaften Volksfrömmigkeit, die sich in Initiativen wie Kapellenstiftungen, Seelensonntagen und Einladungen an auswärtige Starprediger ausdrückte. Mit all den Rechten kamen Verpflichtungen, insbesondere die Übernahme von Ämtern. Aus einem Pool von ein paar hundert Männern waren periodisch ein Landammann und Statthalter,

bis zu 21 weitere Ratsherren/Richter, zwei Fürsprecher, je ein Weibel, Landschreiber, Seckelmeister, Schatz-, Spital-, Kirchen-, Kapell-, Seelen- und Pfrundvogt, Sigrist und Proviantschätzer zu bestellen. Wie in der altgriechischen Polis bildete die Bereitschaft zum Staatsdienst eine Kernvoraussetzung des Systems (und wie italienische Renaissancestädte schmückte Gersau sein Rathaus mit allegorischen Gemälden der Weisheit und Gerechtigkeit). Umgekehrt vertrauten die lokalen Eliten – inklusive der wohlhabenden Seidenbarone

– der politischen Urteilsfähigkeit ihrer „einfachen“ Nachbarn. Die Praxis kollektiver Freiheit bestand aus einem wechselseitigen Geben und Nehmen.

Zum zweiten speist sich die Gegenwartsrelevanz aus der Existenz vergleichbarer Herausforderungen. Waren es im Spätmittelalter Herrschaftsansprüche von Adeligen oder Städten und an der Schwelle zur Moderne der Expansionsdrang des – pardon – imperialistischen Schwyz (das Gersau 1817 effektiv annektierte), sind es nunmehr europäische Einigung und fortschreitende Globalisierung. Macht man mit oder igelt man sich ein? Überwiegen die Vorteile von Isolation oder Integration? Kämpft man gegen Windmühlen oder überzeugt der Alleingang? Hier belegt Gersaus Tradition der gemeinsamen Weichenstellung die Möglichkeit antizyklischen Verhaltens: 1390 mit der Vision „Freikauf“ (von der üblichen Feudalherrschaft), 1431 mit der Parole „Luzern – nein danke“ (gegen die erstarkenden Stadtstaaten), 1798 mit dem Kampf gegen Frankreich (und dem Individualismus der Revolution), 1814 mit der Restauration des Freistaates (konträr zum nationalistischen Trend).



WEITERE

INFORMATIONEN:

„Gersau 2014“

www.gersau-2014.ch

*Albert Müller,
Gersau – Unikum der
Schweizer Geschichte,
Baden: hier+jetzt 2013*

*Beat Kümin,
Kirchgenossen an der
Macht: Vormoderne
politische Kultur in den
„Pfarreirepubliken“ von
Gersau und Dithmarschen,
in: Zeitschrift für
historische Forschung
41 (2/2014)*

Die Option Kleinheit ist zwar kein Patentrezept und nicht a priori „richtig“, aber sie passte offensichtlich zu Gersau. Anderswo setzte man auf Wachstum, so auch in der benachbarten Eidgenossenschaft, wenigstens bis zum Debakel von Marignano. Der Prozess der periodischen Neuorientierung muss ergebnisoffen sein, sonst macht er keinen Sinn; zentral erscheint weniger das Resultat als die breit abgestützte Abwägung von Alternativen.

Widerstehen wir also der Versuchung, Gersau zu idealisieren. Die Rahmenbedingungen waren günstig und der Alltag nicht immer rosig. Es gab Mord und Totschlag, religiöse Intoleranz, äusseren Spott („gersauern“) und innere Spannungen. Im frühen 17. Jahrhundert etwa verzweifelten die zur Schlichtung eines Bürgerrechtsstreits herangezogenen Waldstätte schier ob der Halsstarrigkeit der Parteien. Auch die Haltung im Bauernkrieg von 1653 passt nicht so recht zum hehren Wert „Freiheit“: schnurstracks eilten Gersauer Truppen nach Luzern, um auf Wunsch der Stadtherren den Aufstand ländlicher Untertanen zu unterdrücken. Dass sich die Mikrorrepublik trotz Widersprüchen so lange behauptete, deutet auf solide Fundamente und politisches Geschick.

So führt die Beschäftigung mit dem kleinen Gersau, das man in der Schweiz kaum und im Ausland überhaupt nicht kennt, zu grossen Themen wie der Tragkraft inklusiver Entscheidungsfindung (im weltlichen wie kirchlichen Bereich) und der politischen Interdependenz sozial ungleicher Bürger. Solch breit abgestützte Systeme müssen nicht auf Einzelgemeinden beschränkt bleiben, wie es politische Theoretiker seit Aristoteles oft behaupten. Dies verdeutlicht neben der Eidgenossenschaft auch die Kirchspielföderation von Dithmarschen an der Nordsee, wo im späten Mittelalter über zwanzig Pfarreien unter Wahrung ihrer kommunalen Souveränität kooperierten. Es ist deshalb ein schönes Zeichen, dass hohe Repräsentanten dieser historischen Landschaft wie auch des ehemaligen Reichsdorfes Gochsheim (das als eines der wenigen seine Eigenständigkeit bis um 1800 bewahrte) an den Gersauer Feierlichkeiten partizipieren. Eine periodische Neuorientierung abseits vom politischen Tagesgeschäft, so das konkrete Fazit, kann vieles bewirken – 2014 nun bietet sich dem Bezirk eine weitere Gelegenheit. Insofern darf man auf die Ergebnisse der „Zukunftswerkstatt“ besonders gespannt sein. 🍷





F

A

S

T

PASSEN SIE IM NEUEN JAHR
GUT AUF SICH AUF, DAMIT
IHNEN NICHT DAS PASSIERT,
WAS UNSER FOTOGRAF STEFAN
ZÜRRER ERLEBT HAT.

von Stefan Zürrer

Es war neun Uhr am 2. Januar 2014. Ein letzter Blick den Berg hinauf, ein letztes Bild von der Hütte. Die war in den vergangenen drei Tagen mein Daheim. Wie eine schützende Burg stand sie auf dem Hügel aus Schnee. Wir hatten ein wunderschönes Silvesterfest bei Claudia und Fridli, die ihre Gäste mit Leib und Seele verwöhnen. Ich fühlte mich von der ersten Minute an bei ihnen wie zu Hause.

Nach einem für mich sehr strengen Aufstieg auf fast 3000 Meter Höhe und wieder hinunter zur 2672 Meter hoch liegenden Jenatschhütte im Engadin, war ich hier oben gewesen, um Fotos für ein Buch zu machen. Ein schönes Projekt, das ich mit grossem Elan und Freude angegangen war. Jetzt wollte ich beim Abstieg weitere Fotos machen und dann mit der Bahn nach Hause fahren.

Ein eisiger Wind durchsetzt mit aufgewirbeltem Schnee holte mich aus meinen Träumen. „Los!“ hiess es. Den elf Schneeschuhläufern und ihrem Bergführer hinterher. Die waren vor einer knappen halben Stunde gestartet. Ich musste mich konzentrieren, die Spur meiner Vorläufer zu finden. Ein letztes Winken und der Wunsch für eine „Gute Heimreise“, der vom stürmischen Wind verschluckt wurde. Ich bog links ab ins Bevertal. Weiss in weiss präsentierte sich die Landschaft. Der Schnee legte sich wie ein Leinentuch über sie und wurde vom kräftigen Wind faltenlos gebügelt. Sechs Grad minus. Weiter ging's in den weichgezeichneten Spuren meiner Vorläufer bergab. Holzschnittartig wirkte die Gegend. Es brauchte nur wenig Fantasie, um sich vorzustellen,

dass sich das viele Weiss und die dunklen fast schwarzen Steine in Feen, Zwerge oder Menschen verwandelten.

Da! Ein Motiv: Eine verdorrte Pflanze am richtigen Ort im Bild positioniert, der Hintergrund nur als schwache Kontur erkennbar. Ich wagte einen Schritt mit meinen Schneeschuhen neben die Spur und sank bis über die Knie in den watteweichen, verwehten Pulverschnee. Traumhaft. Zum Glück kam der kräftige Wind von hinten und so blieb wenigstens die Linse schneefrei. Weiter stapfte ich in der Spur, die sich wie ein Hochseil durch die Landschaft zog. Die Konturen der Welt um mich herum verschwammen. Erst jetzt bemerkte ich, dass es nicht nur aufgewirbelte Schneekristalle waren, die sich auf meiner Kamera niedersetzten. Nein, es hatte zu schneien begonnen.

„Ups, wo ist denn meine mich führende Spur?“ Musste ich jetzt links den Hügel hinauf oder eher rechts geradeaus? Ich schritt geradeaus. Nach einem kleinen Fels war die Spur zu sehen. Auf beiden Seiten der Tritte waren die Einstiche der Stöcke klar und deutlich zu erkennen. Wie weit vor mir war die Gruppe wohl? Spasseshalber hielt ich die Hände vor meinen Mund, formte sie zu einem Trichter und rief „Hallooo“. Ich hatte das Gefühl, dass die Schallwellen schon nach wenigen Metern vom fein strukturierten Schnee absorbiert wurden. Es klang wie in einem Raum, der mit Teppich ausgekleidet war.

Nach einer kleinen Steigung kam ich auf eine Anhöhe. Der Wind blies mir hunderte kleiner Schneekristalle ins Gesicht. Mit den Fingern putzte ich sie von meiner Brille und kniff die Augen zusammen. Meine Gesichtsmuskeln waren trotz Sturmütze abgekühlt und träge geworden. Vor mir lag eine Ebene in weiss. Nur weiss. Kein Grau. Keine Konturen. Keine Spur. Von Wind und Neuschnee wegradiert. Das war doch nicht möglich! Kurz vor mir elf Läufer, die für mich eine Spur gelegt hatten. Und jetzt nichts? Ich drehte mich um. Meine eigene Spur war vom Schnee und den aufgewirbelten Kristallen aufgefüllt. Was jetzt? Ein Foto von der unberührten Schneefläche. Traumhaft. Wie es sich ein Fotograf wünscht. Keine lästigen Spuren, die später mühsam weggestempelt werden müssten.

Aber jetzt weiter! Meine drei zusätzlichen Objektive, Akkus, das Ladegerät und die

Es klang wie in
einem Raum, der
mit Teppich
ausgekleidet war...



neugekaufte Schaufel gaben meinem Rucksack einiges an Gewicht. Dadurch sank ich noch weiter in den pulvrigen Schnee ein. Ich hatte auch meinen warmen Daunenschlafsack eingepackt. Auf den hätte ich eigentlich gut verzichten können. In der Hütte war ich mit Feder- und Wolldecken verwöhnt worden und konnte sogar einen aufgewärmten „Chriesimaa“ beziehen. Also nahm ich mir vor, bei künftigen Touren über meine Packliste nachzudenken, um Unnötiges – wie den Schlafsack und die Schaufel – zu streichen.

Und weiter ging es. Aber wo sollte ich durch? Ich musste mir einen Überblick verschaffen. Ich legte den Rucksack ab und klaubte mit kältestarren Fingern mein GPS aus der obersten Tasche. Kurz darauf hatte ich einen perfekten Satellitenempfang. Zu Hause hatte ich das Gerät mit dem Sommerwanderweg programmiert. Der wurde mir jetzt einige Höhenkurven weiter oben angezeigt. Ich stapfte los. Bergaufwärts. Zehn Schritte gehen. Verschnaufen. Zehn Schritte weiter. Oben angelangt, stützte ich mich auf die Stöcke und liess den Blick durch das weisse Tal schweifen.

Was war das dort vorn in der Talsohle? Ich kniff die Augen zusammen. War das nicht eine Gruppe von Menschen? Die Hände erneut an den Mund gelegt rief ich so laut ich konnte, „Halloooo“. Das kam als sehr schwaches Echo zurück. Stand die Gruppe jetzt still? Ich entschied mich, ein erstes mal „Hilfe“ zu rufen. Der Ruf wurde unbarmherzig vom Schnee verschlungen. Bewegte die Gruppe dort unten sich jetzt nicht einen steilen Hang hinauf? Ich starrte gebannt auf die Gruppe. Bewegte sie sich überhaupt? Schauten sie zu mir hoch? Ich holte tief Luft und rief erneut ein langgezogenes „Hiiiiifeeee“ ins Tal hinunter. Nichts! Ich schickte ein weiteres „Hallooooo“ hinterher. Nichts! Ich schaute erneut zu der Gruppe. Das waren gar keine Menschen! Seit meiner Ankunft auf dem Hügel hatte sich nichts verändert. Es mussten Felsblöcke sein, die aufgereiht in der Landschaft lagen. Trotz meiner Erkenntnis rief ich erneut um Hilfe. Da, am linken Hang, eilte da nicht eine Person mit grossem Tempo mir entgegen? Nein. Auch das nur ein Fels.

Hatte ich bereits Wahnvorstellungen?
War ich höhenkrank? Schneekrank? Ich musste weiter. Ich wusste, es ging jetzt bergab. Oder hatte ich eine Abzweigung verpasst und war in einem anderen Tal gelandet? Positiv denken!
Keine hundert Meter von mir entfernt sah ich ei-

nen nächsten, leicht steinigen Hügelzug. Es hatte aufgehört zu schneien und der Wind blies weniger stark. Also los. Weiter. Zwischen mir und dem angestrebten Zwischenziel lag eine weisse Fläche wie ein Stück Papier. Doch hoppla! Da ging es ja abwärts. Sorgfältig tastete ich mich mit meinen Schneeschuhen vorwärts.

Plötzlich bildete sich oberhalb von mir ein Riss. Der immer länger wurde. Erstarrt blieb ich stehen. Eine Fläche Schnee rutschte wenige Zentimeter talwärts. Ich schluckte und wusste plötzlich: „Rückwärts auf den sicheren, frei geblasenen Fels.“ Ich stand wie angewurzelt und starrte auf die weisse Fläche. Wie weit hinunter ging es da? Oder ging es gar aufwärts? Du musst weiter! Ich tastete mich mit den Stöcken weiter zum nächsten Hügelzug. Bei jedem zweiten Schritt sank ich bis übers Knie in den Schnee ein. Ich war so auf das Sehen konzentriert, dass ich die Anstrengung nicht wahrnahm. Wieder stand ich an einer Kante und konnte nur ahnen, ob es auf oder abwärts ging. Und wie steil es war. Ich blieb stehen.

Wie in Panik rief ich halblaut: „Ich kann’s nicht sehen, ich kann’s nicht sehen! Was soll ich tun?“ Weitergehen! sagte eine innere Stimme.

Unter grösster Konzentration erreichte ich den nächsten Hügelzug und schaute mich um. Es hatte sich nichts verändert. „Hallooooo. Hilfeeeee!“ Nichts. Hier kam ich nicht weiter. Ich wollte um vier Uhr spätestens in Spinas sein und meiner Freundin Andrea und Claudia von der Hütte einen Kontrollanruf geben. Ich schaute nochmals aufs GPS. Am Fluss unten war eine weitere gestrichelte Linie eingezeichnet. War das etwa der Winterweg? Das musste er sein. Denn man konnte mit den Skiern ohne allzu grosse Höhendifferenzen aus dem Tal hinausfahren. Aber wie kam ich zum Bach hinunter? Ich entschied mich für einen Hang, der mir nicht allzu steil vorkam. Quer zur Neigung setzte ich mit grösster Vorsicht einen Schneeschuh nach dem anderen in die watteweiche Masse Weiss. Ich traute mich kaum zu atmen. Schritt für Schritt. Nur der nächste Schritt zählte.

Nach langer Zeit, die ich nicht wahrnahm, hatte ich es geschafft und die Talsohle erreicht. Also los weiter. Ich starrte in das Weiss vor mir. War da nicht der Hauch einer Spur zu erkennen? Zwei Schritte vorwärts. Nein, das war nur eine



Schneeverwehung. Ich atmete tief durch und schaute auf. Mein Blick blieb wie gebannt an zwei Gegenständen haften. Das waren Menschen. Ja, sie bewegten sich. Auf Skiern. Keine zwanzig Meter entfernt von mir. Stimmt. Claudia hatte gesagt, dass sie heute noch zwei Gäste erwartete. Oh, meine Rettung, neue frische Spuren. Die beiden kamen nicht auf mich zu, sondern hielten sich links.

„Hallo zusammen. Habt ihr eine Gruppe von Schneeschuhläufern gesehen?“
 „Ja, so etwa zehn Personen. Aber ist schon mehr als eine Stunde her,“ antwortete mir der eine Läufer in gebrochenem Deutsch. „Bei dir alles Ok?“ fragte er weiter.
 „Ja, alles super!“ antwortete ich schnell. Jetzt hatte ich eine Spur und konnte zügig ins Tal.
 „Du musst dich da vorne einfach etwas links halten, dann kommst du bald zu einer Alp und von da an ist es ganz einfach,“ informierte mich der eine und beide liefen weiter.

Habe ich das jetzt richtig gemacht, fragte ich mich. Hatte ich nicht eben noch um Hilfe gerufen? Ich stand im knietiefen Schnee und schaute den beiden, die rasch kleiner wurden, nach. Es begann wieder zu schneien und der Wind blies mir ins Gesicht. Hatten die beiden umgedreht und kamen wieder zurück? Brauchte ich nicht doch Hilfe? Das einzig bunte in dieser Landschaft wurde immer kleiner. Die beiden Läufer bogen um einen Felsen und waren verschwunden.

Also los! Den Spuren nach! Plötzlich ging es mir wieder richtig gut. Jetzt nur noch bis zur Hütte und danach wäre alles super. Mit müden Beinen stapfte ich bis in die Spur der Skiläufer. Es

...der Ruf wurde
 unbarmherzig
 vom Schnee
 verschlungen...

war zwar keine perfekte Spur, nicht eine wie von elf Schneeläufern, aber es war eine Spur. Langsam folgte ich ihr über die Ebene und um einen Fels herum. Die Skispuren führten steil einen Hang hinauf. Klar: Skifahrer fahren – wann immer möglich – einen Weg abwärts. Mist und wie kam ich jetzt da den Hang hinauf? Doch da waren deutliche Spuren. Nein, nicht von Skiern, das mussten Spuren von Schneeschuhläufern sein.

Weiter vorn war eine Brücke zu erkennen. Ohne weiter auf die Spur zu achten, stapfte ich Richtung Brücke. Ich kam erneut auf eine kleine Fläche, umringt von kesselartig angeordneten Felsen. Die Beverin, der Fluss, der dem Tal den Namen gibt, schlängelte sich wie gefüllt mit schwarzer Tinte durch die weisse Fläche.

Doch da vorne war Schluss, der Hang wurde zu steil und am Ende war da das Wasser. Wo konnte die Spur weiterführen? Musste ich hier den Bach überqueren? Und dann?
 Auf der anderen Seite glaubte ich schwach Spuren zu erkennen. Inzwischen war es ein Uhr geworden. Sorgfältig rutschte ich den Hang hinunter Richtung Wasser. Mit dem rechten Schneeschuh trat ich vorsichtig gegen die Eisfläche. Sie war zu schwach und brach ab. Viele kleine Bruchstücke Eis trieben rasch den Bach hinunter. Und es brachen noch mehr Teile um mich herum ab. Auf was sass ich da? War es ein Stein oder nur Eis? Ich geriet in Panik! Ich schrie! „Nein, nein, nein!“

Schnee bröselte in das Wasser und verlor seine weisse Farbe. Ich war wie starrgefroren. Bewegte mich nicht mehr. Atmete kaum. Erneut brach ein kleines Stück Eis ab und trieb im Wasser. Wenn ich falle, dann ist das das Ende. Fast ohne mich zu bewegen öffnete ich die beiden Gurte meines Rucksacks. Ich schälte mich aus den Tragliemen heraus. Drehte mich ganz langsam um und kletterte auf allen Vieren zügig aber vorsichtig das Bord hinauf, auf die sichere Ebene. Dann zog ich den Rucksack und die Stöcke nach. Zitternd lag ich im Schnee. Dankbar dafür nicht in den eisigen Bach gefallen zu sein. Dennoch wurde mir langsam bewusst, in welcher lebensgefährlicher Situation ich war.

Ich stand auf, wischte mir den Schnee von den Kleidern und dem Rucksack, zog ihn wieder an und schaute mich um. Rundherum steilste Hänge, an denen kein Heraufkommen war, vor allem nicht mit Schneeschuhen und dem schweren Rucksack. Der Wind blies mir ins Gesicht. Ich schaute mich weiter um. Welche Chancen hatte ich den richtigen Weg zu finden? Zurück zur Hütte? Das war nicht mehr möglich. Die Spuren der Tourenläufer waren sicher schon zugeschnitten und meine Energie reichte nicht mehr aus.

In der Ebene stand ein grösserer Fels. Ich zog den Rucksack aus, legte ihn darunter, kniete mich vor den Rucksack und betrachtete den kleinen Affen, der daran hing. „Majmun“. Ein Geschenk von meinen drei Kindern. Der Name Majmun, heisst auf albanisch „Affe“. Meine mittlere Tochter Carla ist mit einem Albaner befreundet. Meine Augen füllten sich mit Tränen und mein Mund zitterte. Ich küsste den kleinen Affen auf seine mit Schnee panierte Nase.

Dann zerrte ich die Schaufel von der Halterung. Ich musste mich darauf einrichten, hier zu bleiben. Ich hatte doch keine Chance mehr dieser eisigen Welt zu entkommen. Ich begann wie wild um mich herum den Schnee wegzuschaufeln. „Was machst du hier?“, fragte ich mich. „Was tust du da?“ Schaufelte ich mir gerade das eigene Grab? Ich fiel auf die Knie nieder. Umklammerte den kleinen Affen und schrie: „Ich will nicht sterben. Nein. Nein!“ Ich küsste ihn immer wieder.

Ich zerrte den Reissverschluss des unteren Fachs auf, entnahm ihm den Schlafsack und warf ihn unter den Felsvorsprung. Dann packte ich die Kamera, stellte sie auf Video und drückte den kleinen roten Knopf. Ich filmte meine Umgebung und hielt inne, als sie auf mein Gesicht gerichtet war. „Andrea, ich liebe dich“. Danach versagte meine Stimme. Ein „Ich will nicht sterben“ kam nur noch stückweise aus meinem Munde. Ich setzte mich neben meinen Rucksack, zog die Schneeschuhe aus, schloss die Augen und wartete. Der Wind blies wieder stärker und Schneestaub rieselte in meine Grube. Es wurde halb drei.

...Ich fluchte,
schrie und
sprach mit
mir selber...



Nein, das konnte es nicht sein! Nein, so nicht! Nicht mit mir! Ich erhob mich, zog die Schneeschuhe wieder an, packte die Stöcke und verliess mein Loch. Ich folgte meiner Spur zurück bis zu dem Treffpunkt mit den Tourenläufern. Dort versuchte ich, einen steilen Hang hinaufzustapfen.

Jeder Schritt musste drei mal gestampft werden, bevor ich auch nur ein paar Zentimeter weiterkam. Ich fluchte, schrie und sprach mit mir selber.

Doch ich fand eine Möglichkeit, die Höhe zu erklimmen. Oben angekommen suchte ich nach verschiedenen Möglichkeiten, um weiter zu kommen. Solche, die mich in eine Sackgasse lotsten, markierte ich beim Zurücklaufen mit Strichen im Schnee. Zurück bei meinem Gepäck trank ich etwas warmen Tee und kraxelte erneut den vorgestampften Weg hoch auf die Anhöhe.

Bergwärts riss der Himmel auf. Eine wunderbare, fast geisterhafte Szenerie zeigte sich mir. Wieder auf der Höhe angekommen, konnte ich es nicht unterlassen ein Foto zu schiessen. Aus dem Tal hinauf drückte der Nebel. In kürzester Zeit stand ich wieder dick eingehüllt im Weiss. Oben, unten, links, rechts. Einfach überall – weiss. Irgendwo in diesem Weiss musste die Alp Tegia d'Val liegen.

Ich setzte den Rucksack ab und suchte mein GPS. Es hatte sich zu hinterst in der Tasche



*Dieses Foto wäre fast
sein Letztes gewesen*



...in kürzester
Zeit stand ich
wieder dick
eingehüllt im
Weiss...

versteckt. Dann suchte ich das Gebäude und gab es als Wegpunkt ein. Genau 500 Meter geradeaus musste es liegen. Sorgfältig und jeden zweiten Schritt auf dem Bildschirm prüfend machte ich mich im dichten Nebel auf den Weg.

Das waren die längsten 500 Meter, die ich in meinem Leben gelaufen bin. Dem Gelände angepasst musste ich einige Kurven laufen und traf immer wieder auf Spuren von Skiern, manchmal auch von Schneeschuhen. Alle nur ganz schwach zu erkennen. Doch das Auge war in der Zwischenzeit geschult, zwischen feinsten Weisstönen zu unterscheiden. Dort im Nebel, war da nicht eine kleine Häusergruppe zu erkennen? Oder wurden meine Sinne schon wieder getäuscht? Nein, es war die Alp Tegia d'Val.



...ohne Zeit
sitze ich da
und warte...

...mein Kopf
sackt nach
unten...

Ohne Hast setzte ich weiter Schneeschuh vor Schneeschuh, bis ich vor dem halb eingeschnittenen Steingebäude stand. Neben mir ein gelber Wanderwegweiser.

Und jetzt? Wie weiter? Es war bereits nach halb fünf und es begann dunkel zu werden. Sollte ich es wagen weiterzugehen? Meine Beine schmerzten. Ich bemerkte, dass ich Hunger hatte. Seit Claudias wunderbarem Frühstück auf der Hütte hatte ich bei einem kurzen Zwischenhalt nur einen Schokoriegel gegessen.

Klar und deutlich waren die Spuren nicht, die von der Hütte wegführten. Also sollte ich besser hierbleiben und warten. Aber auf was? Warten bis wann? Werde ich schon vermisst? Hat die Gruppe vor mir bemerkt, wie schwierig der Weg ist?

Ich schaute mich um. An einem kleinen Gebäude der Alp war an der Türe ein Brett eingeklemmt



und angenagelt. Mit einigem Kraftaufwand konnte ich es wegzerren. Ich legte es auf den Schnee und hockte mich drauf. Im Rucksack fand ich ein

Pack Mostbröckli und eine trockene Scheibe Brot, Reste vom Aufstieg zur Hütte. Dazu zwei Becher lauwarmen Tee und einen Schokoriegel. Wunderbar. Danach lehnte ich das Brett an das Haus und begann ein Loch zu buddeln. Circa 60 Zentimeter tief und fast zwei Meter lang, so, dass ich das Brett hinein legen konnte.

In der Zwischenzeit war es fast dunkel geworden. Den Rucksack lehnte ich an das kleine Gebäude, die Schneeschuhe steckte ich daneben in den Schnee, die Stöcke kreuzte ich davor und hängte meine Stirnlampe daran, nachdem ich sie auf Rotlicht geschaltet hatte. Ich zerrte den Schlafsack aus der Hülle und legte ihn auf das Brett. Das Ganze spulte ich mit einer solchen Nüchternheit ab, dass ich mich fragte, ist das jetzt wirklich oder träumst du bereits?

Ich zog meine Schuhe aus und stellte sie an die Hausmauer, dann stellte ich mich in den Schlafsack, zog ihn an mir hoch, hockte mich hin und zog die Kapuze über den Kopf. Wie sollte es weitergehen? Wann werde ich vermisst? Werde ich überhaupt vermisst? Gibt es nicht hundert Gründe, weshalb ich nicht angerufen hatte zuhause? Kein Empfang, Akku leer, Handy defekt. Und und und. Es konnte niemand ahnen, wie es mir tatsächlich ging.

Ich schliesse die Augen, und sehe mich, wie ich steifgefroren mit schneeweissen Augenlidern gefunden werde. Wie kann ich das meinen Liebsten antun? Ich denke ganz fest an sie. Wie geht es weiter? Mein Körper vibriert. Kann der Mensch eine Winternacht im Freien überleben? Ich blicke unter der Kapuze hervor. Der Himmel klart auf! Das heisst, es soll noch kälter werden. Circa minus 15 Grad. In einem Schlafsack mit Komfortzone bis minus 5 Grad.

Ein wunderschöner Sternenhimmel öffnet sich über mir und wird zu meinem Zeitmesser. Die Bewegung der Sterne zeigt sich durch das Loch der Schneeschuhe. Die Zeit auf dem Handy kann ich nicht mehr zuordnen. Sie vergeht einfach. Mein Kopf sinkt nach unten. Nicht einschlafen!

Ich stelle den Timer auf meinem iPhone auf eine Stunde, vergesse jedoch, ihn zu starten. Mein Körper zittert, mein Steissbein schmerzt vom immer gleichen Sitzen auf dem vereisten Brett. Ich drehe mich zur Seite und decke meine Nase mit der Sturmkappe ab. Das Atmen fällt mir schwer, ich fühle mich eingeengt. Die Sterne wandern. Es ist windstill. Höre ich da in der Ferne ein Geräusch? Blitzartig setze ich mich gerade auf. Ist das ein Helikopter? Nein, ein Flugzeug, das Menschen in die Ferien im warmen Süden bringt.

Es friert mich. Langsam sinke ich wieder in die Stellung eines Fötus'. Ich grapsche nach meinem Handy. Rega App. Ja, ich weiss, man hat

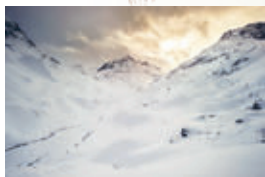
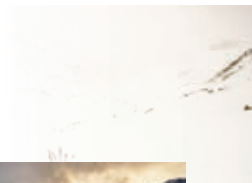
hier im Val Bever keinen Empfang, aber eventuell reicht es trotzdem eine SMS abzusetzen. Ein Ausrufezeichen neben dem Text aus Zahlen, meine Koordinaten, sagen mir, dass es nicht geklappt hat. Ich halte das iPhone in die Höhe und drücke immer wieder auf wiederholen. Nichts. Oder eventuell doch? Ich weiss es nicht. Werde ich vermisst?

Ich fange an mir ein Zeitfenster zu setzen. Im günstigsten Fall wird der Alarm gegen acht Uhr losgehen. Und dann? Kommt da ein Helikopter wie im Fernsehen? Oder ein Schneemobil aus Bever und eine Rettungskolonnen aus Spinas? Das wird dauern! Wenn bis zwölf Uhr nichts geht, was dann? Wie sieht der morgige Tag aus? Habe ich nach einer solchen Nacht noch genug Energie nach vorne zu gehen? Da ein Geräusch. Stimmen? Helikopter?

Ruhe. Nichts. Ruhe. Ausser meinem Puls. Der ist ruhig und regelmässig. Ich denke an meine Liebsten. Ich stelle mir vor wie ich von einem Rega-Arzt wachgerüttelt werde. „Stefan, Stefan Zürrer, sind Sie das?“. Ich öffne die Augen. Die Sterne sind weiter gewandert. Es gibt keine Zeit mehr. Ohne Zeit sitze ich da und warte. Die Zahlen auf meinem iPhone haben keine Bedeutung mehr.

Gibt es nicht noch den Notruf per Handy, der manchmal mit ganz wenig Netz auskommt? Ich wähle 117. Kein Netz. Nichts. Ich warte. Ich nehme mein Handy zu mir hoch. Ich wähle das Musik App und die Liste mit dem Namen „Andrea“. „New Age“ von Marlon Roulette dringt aus weiter Ferne an meine Ohren. Mein Körper zittert. Das zwölfte Lied ist „Heaven“ von Gotthard. Ja, der ist auch tot, der Steve Lee. Bin ich es auch schon? Bin ich in einer Zwischenwelt ohne Zeit und Raum? Mein Kopf sackt nach unten. Ich fange ihn abrupt auf. „Es ränget Gold“ von Baschi. Eines der ersten Lieblingslieder von Andrea und mir. Tränen werden von der Sturmmitze aufgesaugt, kaum dass sie meine Augen verlassen. „Es rängete Gold vom Himmel“.

Ich sehe in den Nachthimmel. Sterne funkeln und schwach sind die Berge um mich herum zu erkennen. Sie blicken auf mich, den kleinen Menschen, herunter. Ganz einsam in der kalten Nacht. Haben sie Alarm geschlagen? Meine Gedanken schweben zu Claudia und Fridli, hoch zur Jenatschhütte. Werde ich eventuell dort vermisst? Ich vermisse die Beiden!




Heute hat es
mich an die
Grenze zwischen
Leben und
Sterben sehen
lassen.

Da – am Berghang ein Licht. Bolzenge-
rade setze ich mich auf. Das Steissbein schmerzt
und die Füsse sind eisig kalt. Aber ich spüre sie
noch. Das ist gut. War da nicht ein Aufblinken am
weissen Berghang. Mein Hals stärkt sich, meine
Ohren lauschen gespannt in die Nacht. Die Augen
scannen die Umgebung ab. Da! Ein Dröhnen
und Rattern, ein Licht! Ein Lichtkegel tastet die
Landschaft ab. Ich stehe im Schlafsack auf, schalte
die Stirnlampe auf weiss, bewege sie hin und her.
Der Lichtkegel kommt näher und blendet mich.
Es dröhnt. Alles rotiert. Ich halte das Licht gegen
mein Gesicht, um den Pilo-
ten nicht zu blenden und um
sicherzustellen, dass er mich
auch sieht.

Der Helikopter kommt
immer tiefer. Riesenmengen
von Schnee werden aufgewir-
belt. Es bildet sich eine riesige,
leuchtende Schneebüchse. Er
kommt immer tiefer und näher.
Ich drehe meinen Kopf gegen
die Wand. Ich weine hem-
mungslos, es schüttelt mich.
Der Helikopter entfernt sich
wieder vom Boden. Der Rotor
klopft wie mein Herz. Dann
wird es ruhiger. Hat er sich
wieder entfernt? Ich sehe ihn
nicht mehr. Gewaltige Schneemengen werden in
meinen Graben geblasen. Ich zittere und weine. Im
Seitenlicht sehe ich einen riesengrossen Schatten,
der immer kleiner wird. Dann springt ein Mensch
in Rot zu mir auf das Brett. „Alles Ok?“ Ich stotte-
re ein: „Ja, etwas kalt, aber tip top“ und umarme
ihn. Per Funk gibt er zum Helikopter durch, dass
alles in Ordnung ist und ich nur noch die Schuhe
anziehen müsse.

Ich stopfe meine eisigen Füsse in die mit
Schneestaub gefüllten Schuhe, er stopft meinen
Schlafsack in den Rucksack, packt sich Stöcke und
Schneeschuhe und nimmt mich beim Arm: „Kom-
men Sie mit zum Helikopter“.

Wir sinken bei jedem zweiten Schritt tief
in den Schnee ein. Ob der Rotor noch dreht kann
ich nicht sagen. Der Schnee um den Helikopter ist
hell erleuchtet. Er streckt mir seine spitze Schnau-
ze entgegen, ich lese den Schriftzug Rega.
Die Seitentüre ist noch geschlossen. Mein Helfer

 WER ÜBER DIE REGA
MEHR WISSEN UND IHRE
ARBEIT UNTERSTÜTZTEN
MÖCHTE:

www.rega.ch

sinkt beinahe bis zu den Hüften ein. Er öffnet die Türe. Eine zweite Person sitzt hinten im Heli. Mein Rucksack wird auf die Trage gelegt, ebenso die Stöcke und die Schneeschuhe. Ich hieve mich in den Helikopter, mir wird von vorne und von hinten geholfen. Mein Retter steigt ebenfalls ein und schliesst die Türe. Der Rotor vibriert, ich zittere und schmiege mich an meinen Sitznachbar. Der Heil hebt ab und gleitet durch den Nachthimmel los. Ich weine und halte den Menschen neben mir ganz fest. Ich kann es nicht fassen, ich bin gerettet. Mein Gegenüber streicht mir aufmunternd über das Knie und lächelt mich an, es ist eine Frau. Auch in Rot und mit Helm und Funkmik.

Der Heil dreht eine Kurve. Hunderte von Lämpchen leuchten beim Piloten. Sind die auch zu zweit oder alleine? Auf einem Monitor ist die ganze Umgebung in drei-D erkennbar. Die Frau mir gegenüber lächelt mich an, es tut gut. Ich lege meinen Kopf auf die Schulter meines Sitznachbars, es schüttelt mich. Durch die Seitenfenster sind erste Lichter erkennbar. Der Rotor klopft und der Heli fliegt eine Kurve. Es ist warm in der Kabine, doch meine Füsse sind eisig kalt. Der Helikopter setzt auf, der Mann neben mir steigt aus, bittet mich, noch sitzen zu bleiben. Der Rotor verstummt.

Rucksack, Schneeschuhe und Stöcke werden ausgeladen. Ich verlasse den Heli und schwanke Richtung Halle. Auf halbem Weg drehe ich mich um und sehe den Piloten, Thomas Bärfuss, der noch bei offener Türe in seinem Heli sitzt. Ich kehre um, gebe ihm die Hand und lege meinen Kopf an seine Schulter – und sage „Danke!“ Ein verlegenes Lächeln umspielt sein Gesicht. Ich gehe in die Halle. Dort sitzt die Frau. Sie heisst Manuela Falconi und ist Notärztin. Sie bittet mich auf einem Schemel Platz zu nehmen. „Ich brauche ein paar Angaben“. Sie lächelt mich an. „Name, Vorname, Adresse, Regagönner, Versicherung.“ Der Pilot kommt in die Halle. Ein vierter Mitarbeiter hat die Tore geöffnet und hängt den Heli an eine Seilwinde, so zieht er ihn in die Halle. Ich zittere. „Möchten sie was Warmes?“ fragt Thomas Bärfuss.

Mit den eisigen Füßen hinke ich die Treppe hoch. „Alles ok?“ fragt Manuela Falconi besorgt. „Einen Tee? Schwarz, Alpenkräuter...“ Ich antworte blitzartig: „Alpenkräuter“. Dazu gibt es ein Stück wunderbaren Panetone. Kaum habe ich den ersten Schluck Tee getrunken, rufe ich Andrea an. Sie ist mehr als erleichtert meine Stimme zu

hören. „Wo bin ich da?“ frage ich Martin Felix, der mich aus der Hütte abgeholt hat und der mir jetzt gegenüber sitzt. „Regabasis Samedan.“

Andrea hatte um sieben Uhr Kontakt mit Fridli in der Jenatschhütte aufgenommen. Nach einigen weiteren Abklärungen hatte dieser den Rettungschef alarmiert, der dann die Rega aufgeboden hat.

Einmal mehr sei es hier gesagt: Das Wetter in den Bergen ist unberechenbar. Einen Tag zuvor wäre mein Fussmarsch kein Problem gewesen, mit gut sichtbaren Spuren! Heute hat es mich an die Grenze zwischen Leben und Sterben sehen lassen.

Ich stelle mich unter die Dusche und versuche das Erlebte abzuspülen. Es ist halb elf. Schnell falle ich in einen traumlosen Schlaf bis um vier Uhr, danach liege ich wach im Bett. Mein wirklicher Geburtstag ist der 2. Dezember 1961. Von sofort an habe ich einen zweiten zu feiern: Der 2. Januar 2014. Danke Andrea. Danke Manuela. Danke Thomas. Danke Martin. Und: Danke Marco, der das Ganze aus dem Hintergrund koordiniert hat.

Ihr habt mich gerettet!

Auch wir vom Y-Mag danken der Rega von Herzen für diese Rettung unseres Freundes Stefan! 🙏



HAUPTSPONSOR



01 PFÄFFIKON



02 WOLLERAU



03 LACHEN



04 EINSIEDELN



05 STEINHAUSEN



06 KÜSSNACHT



07 GOLDAU



08 IBACH-SCHWYZ



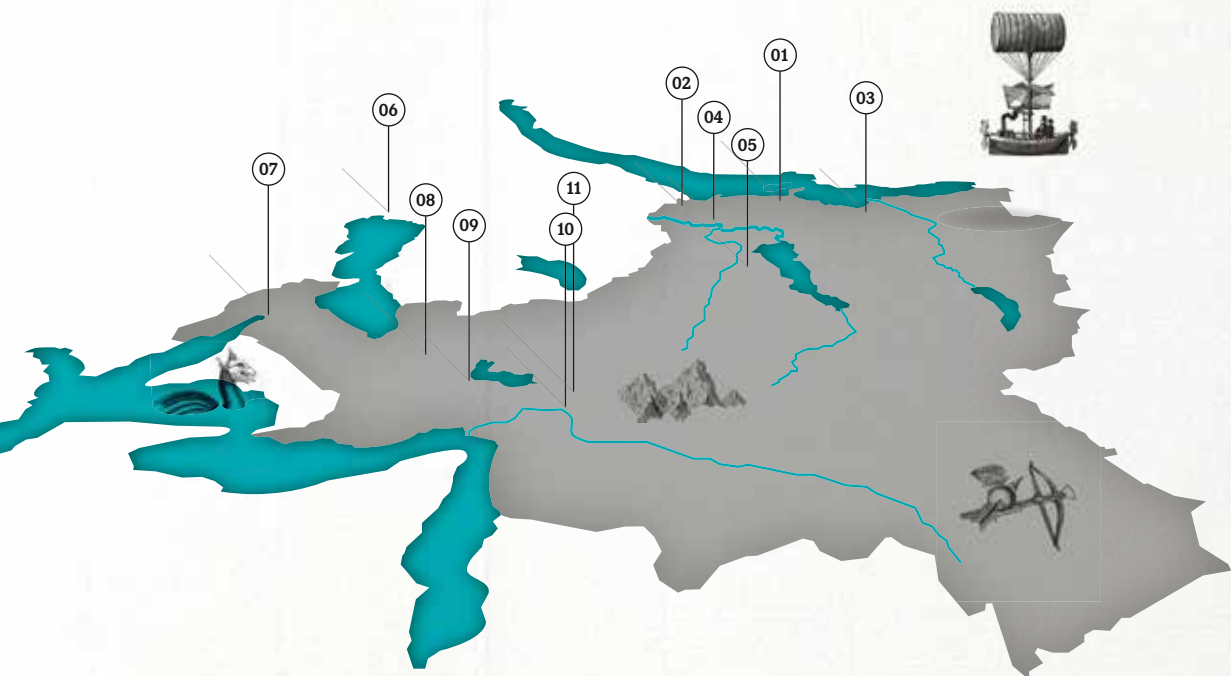
09 SCHWYZ



SCHWYZER KANTONALBANK · Schwyz | SWISSLOS · Lotteriefonds | ALLTAX AG Region Zürich · Pfäffikon – Zug – Meilen | CEVIAN CAPITAL · Investment Advisory · Pfäffikon | CHRISTEN AG · Bauunternehmung, Gartenbau, Transporte, Immobilien · Küssnacht am Rigi | CONTRACTPLAN AG · Architekten, Bauleiter, Bauingenieur, Baukontrolling · Wollerau | CONVISA AG · Unternehmens-, Steuer- und Rechtsberatung · Schwyz, Pfäffikon, Altdorf | ETZEL IMMOBILIEN AG · Immobilienvermittlung, -vermietung, Suchservice, Schätzung, Facility Management · Pfäffikon | GARAVENTA AG · Maschinenbau · Goldau | GUTENBERG DRUCK AG · Grafik, Print, Mailing · Lachen | →



W I R D A N K E N



KOST HOLZBAU AG · Küsnacht | MAX FELCHLIN AG · Konditorei-Halbfabrikate · Schwyz | MIT GROUP ·
ICT-Totalunternehmung · Wollerau | NEUROTH - HÖRCENTER AG · Hörgeräteakustik · Steinhausen | PROMAN AG ·
Projektmanagement im Petrochemischen Anlagenbau · Wollerau | STEINEL SOLUTIONS AG · Elektronikentwicklung
und Produktion · Einsiedeln | SCHWYZ TOURISMUS · Schwyz | SWISS CASINOS PFÄFFIKON ZÜRICHSEE ·
Spielcasino · Pfäffikon | TELCO AG · Anlage- und Vorsorgelösungen · Schwyz | TREUHAND- UND REVISIONS-
GESELLSCHAFT MATTIG-SUTER UND PARTNER · Steuerberatung und Wirtschaftsprüfung · Schwyz |
VICTORINOX AG · Ibach-Schwyz |